Die christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Zwölfter Jahrgang

Nr. 45 — Leipzig, den 10. November — 1898

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1556 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Wöchentlich eine Nummer

Inhalt: Reichtum und Armut — Das Christentum der evangelischen Kirche unsrer Tage und die religiöse Stimmung der ersten Gemeine Jesu. Schluß — Das religiöse Erwachen in Wales und seine Folgen — Palästinafahrten — Bessere Versorgung unsrer Diaspora — Bücher und Schriften: Protestantisches Mönchtum; Ultramontanes zur Lex Heinze; Drei englische Frauenromane; Ethik; Grundriß der christlichen Ethik; Zur Diakonissensache; Feierabendlieder; Choralbüchlein des evangelischen Kirchengesangvereins für Deutschland; Bessers Bibelstunden; Die Reden und Aufsätze von Stopford A. Brooke — Verschiedenes: Pfarrer Naumann über die Armenier; Missionare für Kiautschou — Quittung — Anzeigen

Reichtum und Armut

Luk. 16, 19—31

Man geht völlig in die Irre, wenn man das Gleichnis vom reichen Mann und dem armen Lazarus zur Gewinnung von offenbarten Anschauungen über Himmel und Hölle ausbeuten will. Die im Gleichnis enthaltnen Vorstellungen gehören nur zu dem ererbten Kulissenvorrat, vor dem Jesus seine Geschichten zur Veranschaulichung seiner Wahrheiten spielen läßt. Der Sinn dieses unsers Stückes ist kein andrer als der der übrigen auch: Im Himmelreich geht es genau umgekehrt zu wie auf Erden. Das Paradoxe in unserm Gleichnis liegt in der veränderten Stellung der reichen und der armen Leute. Jene nehmen hier überall den ersten Platz ein, in der Gesellschaft, dem Staat, in den Beratungszimmern; nur im Himmelreich nicht; denn da sind sie die Letzten. Und die armen Leute gelten hier nicht viel, weil die Geltung vom Geld kommt; aber im Himmelreich sind sie die Ersten, weil es da nicht auf das Geld ankommt, sondern auf die Gesinnung.

Ganz scharf und bestimmt stellt unser Evangelium diese verschiedne Haltung der beiden sozialen Gruppen als eine Thatsache hin, die im Wesen des Reichtums und der Armut begründet ist. Ob Jesus das Gleichnis genau so erzählt hat? In den andern von uns behandelten Gleichnissen fanden wir stets den Grund zu der veränderten Wertschätzung angedeutet; und der lag stets in innern Bestimmtheiten der Seele, die mit der äußern Stellung in Widerspruch standen. Aber hier finden wir kaum eine Spur von einer niedrigen Gesinnung des Hochgestellten, noch von einer hohen Gesinnung des Niedrigen. Derartige Züge müssen aber sicher in dem Gleichnis ursprünglich enthalten gewesen sein. Sie sind wohl unter dem Einfluß einer langen Erfahrung von der wirklichen Stellung von Reich und Arm zum Evangelium verlöscht worden, sodaß Grundsatz ward, was nur Regel war.

Wir müssen uns die religiös-sittlichen Motive der beiden Gestalten nach dem Sinn Jesu wieder herzustellen suchen. Was bringt denn die reichen Leute in Gefahr, sich um Gott und ihre Seele nicht zu kümmern? Sie haben ja Geld, und damit kommen sie durch die Welt. Fast Alles kann man mit Geld bekommen, sogar einen Anhang von Menschen. So wird uns das Geld zum Gott, der tröstet, hilft, glücklich macht, also alles thut, wozu man sonst einen Gott braucht. Nur daß dieser Gott seine Diener bedeutend selbständiger läßt als der andre. Man braucht auch nicht so viele Rücksichten auf die Menschen zu nehmen wie bei dem andern Gott. Wo Reichtum ist, da ist auch Bildung. Da liest man Bücher und hört Vorträge. Denen glaubt man entnehmen zu dürfen, daß Gott und Ewigkeit Märchen für die Dummen und Armen seien, deren reiche kluge Leute nicht mehr bedürfen. Zwar giebt es noch andre Bücher, aber man glaubt denen, die sagen, was einem paßt. Und wo Reichtum ist, da ist viel Vergnügen. Wo aber viel Vergnügen ist, ist wenig Zeit und wenig Lust, sich mit Gott zu befassen. Fröhliche Tage, lustige Abende, tolle Nächte vertragen sich nicht mit Beten und Heiligungsstreben.

Gerade umgekehrt ist es bei der Armut. Hier ist das Bewußtsein der Abhängigkeit von fremden Mächten, hier ist darum auch der Wunsch größer, mit der die Welt beherrschenden Gewalt auf gutem Fuße zu stehen. Hier lehrt die Not beten und klein werden und mit den Leidensgenossen empfinden. Der Wille zum Leben sucht Halt und Schutz in dieser Welt und auch ein Teil Glück und Seligkeit in einer andern. Die Einfalt des Glaubens an Gott und seine Macht wird von dem Wunsche festgehalten und von der Aufklärung nicht so leicht bedroht.

So kommt es zu dem Endergebnis, das uns Jesus in diesem Gleichnis vorführt: der Arme kommt ins Himmelreich, und der Reiche gerät daneben. Die Armut ist nicht als solche bevorzugt, aber sie zeitigt häufiger die zum Eintritt ins Himmelreich verlangte Gesinnung als der satte Reichtum.

Doch wir wollen uns nicht begnügen, Schuld und Verdienst auf Seiten der Hörer des Evangeliums festzustellen. Wir wollen uns auch fragen, ob es das echte Evangelium ist, das durch dieses Verhalten der beiden Gruppen erzeugt wird. Es erhebt sich uns dann der Verdacht, daß die ganze wahre Verkündigung nicht die ist, aus der sich die Armut viel und der Reichtum nichts macht. Es ist vielleicht Gott einseitig als der Geber irdischer Gaben und als der Helfer aus irdischer Not gepriesen worden. Also ein Christentum, in dem der erste Artikel und die vierte Bitte die andern verschlang. Gar gern hat man zu allen Zeiten den Köder des Glückes an die Angel des Evangeliums gesteckt. Aber was sollen die Reichen nach einem Gott verlangen, der nicht mehr kann, als sie allein für sich? Und was halten wir von einem Christentum der Armut, wenn es dienen soll, seinen Inhaber mit dem himmlischen Herrn aller Schätze auf einen guten Fuß zu stellen? So verringert sich Verdienst und Schuld. Es ist kein gutes Zeichen, wenn die Annahme oder Ablehnung der christlich gemeinten Verkündigung so oder so mit dem Reichtum und der Armut zusammenfällt. Dann redet sie entweder dem Einen oder der Andern mehr zu Gefallen, als billig ist. Die rechte Predigt des Evangeliums hat es in erster Linie mit der Anbietung eines Haltes für dieses Leben zu thun, der uns gegen die Anfechtungen der Not und die Versuchungen der Sünde schützen soll. In Gott sollen wir einen Halt haben, an dem wir uns immer wieder zurecht finden, wenn Sünde und Schuld, Not und Tod uns erschüttern wollen. In Allen ohne Unterschied des Standes atmet leise oder stürmisch ein Verlangen nach dem lebendigen Gott, der das Gewissen stillt, die Sünde bricht, den Leidenskelch versüßt und ewiges Leben schenkt.

Ein solches Christentum fragt nicht nach Bildung und Besitz, es fragt nur nach hochstrebenden Menschen, die ihre Seele unsträflich erhalten wollen. Solche aber findet man überall, sowohl da, wo der Mangel die Seele frei und leicht gelassen, als auch

da, wo der Ueberfluß zum Ekel geführt hat. Die rechte Verkündigung soll nicht Reiche oder Arme anziehen und abstoßen, sondern, die aus der Wahrheit sind, für sich, und die nicht aus der Wahrheit sind, wider sich haben. Freilich Armut und Reichtum hindern oft. Wo dieser hindert, muß er abgelegt, wo jene hindert, muß sie im Interesse des Evangeliums entfernt werden, damit das Wort, auf das Jesus in unserm Gleichnis verweist, freie Bahn in die Herzen habe:

Selig sind, die da geistlich arm sind; denn das Himmelreich ist ihr.

Niebergall

Das Christentum der evangelischen Kirche unsrer Tage und die religiöse Stimmung der ersten Gemeine Jesu

6

So sind der Inhalt des religiösen Bewußtseins und die sittlichen Antriebe, die in der einzelnen christlichen Persönlichkeit in der Gegenwart wirken, unverändert die gleichen wie im Beginn. Was wirklich von „Pessimismus“ und „Jenseitigkeit“ im Wesen des Christentums liegt, das darf der Christ unsrer Tage so wenig aufgeben wie die ersten Christen. Aber er weiß, daß es nicht wirklich „Pessimismus“ ist, sondern Glaube an ein noch nicht erreichtes Ziel der Welt und der Menschheit und nicht wirkliche „Jenseitigkeit“ im falschen Sinne, sondern nur das Schauen auf das Geistige und Ewige in der vergänglichen Welt und die Ueberzeugung von seinem Siege. Und so müssen wir eine Veränderung aufrichtig und entschieden anerkennen. In Bezug auf die sittlichen Aufgaben der christlichen Gesellschaft auf Erden hat sich der Gesichtskreis des modernen Christentums unwiderruflich von dem ursprünglich christlichen entfernt. Die erste christliche Gemeinde, die in wenig Jahren von Gottes Allmacht eine neue, schlechthin vollkommne und verklärte Umgestaltung aller menschlichen Dinge erwartete, konnte an besondre christliche Aufgaben für die Entwicklung und Umgestaltung der menschlichen Gesellschaft nicht denken. Sie kannte keine andre Pflicht gegen diese Gesellschaft, als von dem Heile zu zeugen, das kommen sollte. Ihren eignen kleinen Kreis strebte sie so zu ordnen und zu heiligen, daß er an jedem Tage bereit wäre, den Herrn zu empfangen, der als Herrscher einziehen sollte. Sie übte wohl Liebe gegen die Mitmenschen im Geiste des Heilandes und duldete in Glauben und Hoffnung, was sie um des Bekenntnisses willen zu leiden hatte. Sonst aber hielt sie sich von den Sorgen und Gütern der Erde so frei, wie das im irdischen Dasein möglich ist. Das war ihr nicht bloß durch ihre Ohnmacht innerhalb der weltlichen Dinge aufgenötigt. Es lag in dem innersten Wesen ihrer Frömmigkeit begründet. Der Staat, der sie verachtete und verfolgte, sollte ja einer höhern Ordnung weichen, in der Gottes Wille geschah auf Erden wie im Himmel. Was hätte sie dazu treiben können, ihm helfende Arbeit und patriotische Hingebung zu weihen? Ehe und Familienglück konnten wenig bedeuten, ja sie mußten mehr als eine Last und Versuchung erscheinen — wenn über Nacht die Prüfung der großen Trübsal kommen konnte und nach ihr eine Zeit, in der man nicht freit und sich freien läßt. Kunst, Wissenschaft, Erwerb und Besitz — tief verstrickt wie sie waren in Sünde und Lüge einer verdorbnen und bald endenden Zeit — konnten für den, der täglich einer himmlischen Glorie, einer wunderbaren Seligkeit der Gemeine und einer vollkommnen Erkenntnis entgegenblickte, keinen innerlichen Wert haben. Stille sein, hoffen und dulden, sich nicht einmischen in das, was die Welt bewegte, über der das Gericht stand, sich mit Sorgen, Aufgaben und Interessen der Erde nicht beschweren, das war die Weisheit der ersten Christen. Sie empfanden wie ein Volk, das am Vorabende des Entscheidungskampfes steht, in dem es sich um seine Freiheit und sein Leben handelt. Alles, was in gewöhnlichen Zeiten den Menschen groß und wertvoll ist, wird nichtig gegenüber der Größe der Entscheidungsstunde.

Es wäre unwahrhaftig, das zu verhüllen oder abzuschwächen. Und ebenso wäre es unaufrichtig zu verschweigen, daß was damals Weisheit war, Unweisheit sein würde für eine christliche Kirche, der von dem die Geschichte lenkenden Gott die Aufgabe gestellt ist, durch Jahrtausende hindurch in einer Welt, die Gott nicht durch seine Allmacht verändert oder aufhebt, als göttlicher Same und als Sauerteig ewigen Lebens zu wirken. Gott selbst hat in diesem Sinne das Christentum zu einem „diesseitigen“ gemacht. Alle die großen Gestaltungen und Ordnungen, auf denen das sittliche Gedeihen und Blühen der menschlichen Gesellschaft ruht, müssen einer Christenheit, die für Jahrtausende ihren Beruf auf Erden empfangen hat, als die von Gott ihr gegebnen Gebiete gelten, die sie mit dem Geiste Christi immer mehr zu durchdringen hat. Das Leben der Erde muß ihr zum Stoffe für ihre sittliche Arbeit werden. Die sittlichen Gemeinschaften muß sie zu Trägern des christlichen Geistes zu machen bestrebt sein. So werden die Aufgaben der Gemeine Christi soziale Aufgaben für die Erde. Wer Augen hat zu sehen, der kann nicht zweifeln, daß die Zukunft des Christentums nur in dieser Richtung liegen kann.

Der Christ unsrer Tage darf sich nicht damit begnügen, im Staate nur die geheiligte Rechtsordnung zu sehen, vor der er sich ohne wahre innere Beteiligung gehorsam beugt. Der Staat muß ihm zum Vaterlande werden, das er mit der von Jesus geheiligten und durch den Glauben an das Reich Gottes gereinigten Liebe umfaßt, das er ausgestalten, verteidigen und zu immer höherer und reinerer Entwicklung bringen soll, und in dem er für das streitet und arbeitet, was ihm als das Ziel christlicher Gesittung erscheint und als die Ordnung, die am besten geeignet ist, allen Bürgern Wohlsein, Recht und Sicherheit zu bringen. Ihm darf die Ehe nicht nur ein Stand für die Schwachen sein und die Sorge für die Familie nicht ein Hemmnis der christlichen Vollkommenheit. Er darf in der Kunst nicht eine eitle Lust der Welt, in der Wissenschaft nicht überflüssige Neugier sehen. Arbeit und Erwerb können ihm nicht mehr bloße Notwendigkeiten sein für das bürgerliche Bedürfnis oder die Wohlthätigkeit. Er muß sich bewußt sein, in diesen Dingen freudig an den von Gott geordneten Aufgaben der Menschheit mitzuarbeiten. Der Besitz darf ihm nicht bloß der Mammon sein, der zum Genuß verführt und Ungerechtigkeit gegen Andre ist. Er muß ihn verstehen lernen als die Macht, die bestimmt ist, die menschliche Gesellschaft immer vollkommner zur Herrin der irdischen Natur zu machen. Wer das nicht versteht, der ist kein Christ im Sinne unsrer modernen Bildung. Und wir rühmen es dankbar, daß Luther und seine Kirche gegenüber der unklaren Verschleierung dieser Thatsache, die in der Kirche des Mittelalters zu gelten nicht aufgehört hatte, mit dem vollen Glaubensmute der Wahrheit für diese Gestalt des Christentums aufgetreten sind.

Ein Gegensatz zwischen Einst und Jetzt liegt hier zweifellos vor. Ist es ein Gegensatz der Grundsätze, oder ist es nur eine neue Anwendung der gleichen Grundsätze, die durch veränderte Verhältnisse und Aufgaben nötig geworden ist? Wer die Dinge in der Tiefe erfaßt, der kann nur in dem letztern Sinn antworten und muß damit das gute christliche Recht der evangelischen Kirche anerkennen. Die Stellung des modernen Protestantismus zu den Aufgaben der Gesellschaft ist doch nur die Entfaltung der religiösen und sittlichen Grundgedanken, die das Christentum selbst bekennt und vertritt. Für das Neue Testament ist der Staat Gottes gute Ordnung, die auch in ihrem Mißbrauche noch einen Segen in sich trägt. Die Ehe ist Gottes Schöpferwille, der Mann und Weib zu unlöslichem Bunde zusammengefügt hat. Zu arbeiten, um, von Niemands Willkür abhängig, selbst dem Dürftigen helfen zu können — nach allem zu trachten, was wohllautet, was wahr, was rein ist — das sind die Grundsätze, die das Christentum von Anfang an vertreten hat. Und in der kleinen Welt, die es selbst hervorrief, in der Gemeine, die in der Not der Zeit doch das ausgestalten wollte, was ihm als das rechte Zusammenleben der Menschen erschien, da entstand eine hohe Auffassung der Aufgaben der Gesellschaft. Es regten sich allerlei neue schöpferische Kräfte, es blühten Gaben der Verwaltung und Regierung, der Weisheit und der Poesie. Man schuf eine Gesellschaftsordnung aus dem Grundsatze der Bruderliebe, wie die Welt sie noch nicht gesehen hatte. Und

das Christentum selbst treibt zur Arbeit an der Gemeinschaft. Denn in dem Prinzip der Liebe liegen die unerschöpflichen Triebkräfte alles menschlichen Strebens nach Verbesserung, Veredlung und Beseligung des Zusammenlebens der Menschen, also die Keime aller wahren Bildung, alles echt menschlichen Rechtes, alles wahrhaftigen Fortschritts. Was sich einst in Israel zu einem Volksleben gestaltet hatte, das hatte hier Lebenskraft für die ganze Menschheit. Wenn Gott diese Religionsgemeine vor die Aufgabe stellte, zu einer weltumwandelnden, schaffenden Macht in der irdischen Geschichte zu werden, dann konnte sie sich nicht nach der Seite schwärmerischer, weltverneinender Askese oder sektirerisch weltflüchtiger Gleichgiltigkeit gegen Wohl und Wehe der Gesellschaft entfalten, sondern nur zu dem, was die Kirche der Reformation zu sein bestrebt ist, zu einem immer neu wirkenden Elemente des Fortschritts und der Kulturentwicklung.

7

Ihrem eigensten ursprünglichen Wesen untreu wäre sie nur dann, wenn sie in dem irdischen Staate das Reich Gottes selbst sähe und in Kultur und Zivilisation, in Kunst und Wissenschaft, in Reichtum und Arbeit der Erde das wahre göttliche Ziel der Menschen und die Befriedigung der für Gott geschaffenen Seele, d. h. wenn sie „diesseitig“ würde in dem Sinne, daß ihr diese Erde und was sich auf ihr ausgestalten läßt, die himmlische Welt aus den Herzen verdrängte, wenn ihr das, was man sichtbar erreichen und formen kann, als Ersatz erschiene für das Eine, was not ist. Gewiß hat die christliche Gemeine in unsrer Zeit mehr als in andern es nötig, sich vor dieser Verfälschung des Christentums mit Ernst zu hüten und warnen zu lassen. Ein „diesseitiges“ Christentum in diesem Sinne würde mit dem ursprünglichen Charakter des Evangeliums auch seine weltüberwindende Kraft verlieren. Christlich an der Entwicklung der Erde mitwirken kann nur, wer in Glauben und Hoffnung seinen eignen festen Stand in der Ewigkeit hat und damit den unbeweglichen Boden, von dem aus er „die Erde bewegen kann.“ Ewigkeitssinn allein ist die Kraft, um für die Erde in bleibender Weise recht zu wirken. Der wahre christliche Fremdlingssinn und das Himmelsheimweh machen den Menschen weder einseitig, noch für die Erde verschlossen und untüchtig in ihr zu wirken, sondern sie machen ihn weitherzig, hingebend und wahrhaft geschickt zu dem Werke, das die Erde fordert. Denn sie machen frei von der Welt. Und nicht die Knechte der Welt, sondern nur die Freien können das rechte königliche und schöpferische Werk in ihr thun. Alle Knechtsarbeit ist Stückwerk. Wer nicht wie die Christen des Neuen Testaments da, wo es sich um die großen Entscheidungen des Lebens handelt, gewiß ist, daß er ohne Zaudern bereit sein muß, alle Güter der Erde, auch die höchsten, für das Ewige hinzugeben, wenn es not thut auch Familie und Vaterland, Bildung und Kunst und Wissenschaft, — wer das Wort nicht versteht, daß es nichts nützt, die ganze Welt zu gewinnen und Schaden an seiner Seele zu nehmen — den kann die Kirche der Reformation so wenig als ihren Bürger anerkennen wie die Gemeine der Apostelzeit.

Und wenn wir genauer zusehen, dann erscheint doch der Unterschied, den die Geschichte zwischen der Stimmung der ersten Christen und der unsrigen hervorgerufen hat, nicht als ein so grundsätzlicher, wie Viele zu denken geneigt sind. Das Hoffnungsbild, in dem die erste Christenheit lebte, war ja nicht eine jenseitige himmlische Geisterwelt, ohne Zusammenhang mit dieser Erde, mit ihrem Glück und ihren Aufgaben, am wenigsten eine Schattenwelt von Gedanken, die die Einbildungskraft vergeblich zu Bildern zu beleben versucht. Es war das Bild dieser unsrer Erde — nur als einer zu ihrer Paradiesesherrlichkeit zurückgeführten. Und man dachte in ihr die gleichen Menschen, die in der irdischen Gemeine lebten, in voller lebendiger Leiblichkeit — nur als der Sünde, dem Leiden und dem Tode entzogen und den sinnlichen Trieben, die wider die Seele streiten, nicht länger unterworfen. Man hoffte auf ein Reich Gottes auf Erden. Ueber zehn Städte soll gesetzt werden, wer getreu zehn Pfunde für seinen Herrn gewonnen hat. Ein Reich soll auf Erden aufgerichtet werden, in dem nicht mehr wie in der Sündenzeit der Weltfürst als Herrscher sichtbar waltet, sondern Jesus Christus der König ist. Das Glück, dessen man wartete, erschien nach dem Bilde irdischer Freude als ein festliches Mahl, als triumphirende Gemeinschaft mit dem auferstandnen Herrn, von dem Glück der Gegenwart nur dadurch unterschieden, daß es nicht mehr durch die Lust der Welt und durch ihre Eitelkeit getrübt sein sollte. „Sie werden sein, wie die Engel im Himmel.“

Die religiöse Stimmung, die von einem solchen Hoffnungsbilde getragen ward, konnte doch eine weltflüchtige nur in dem Sinne sein, daß sie die „Welt,“ sofern sie unzugänglich blieb für die Herrschaft Jesu, als verlorne Welt ansah. Grundsätzlich war sie eine Stimmung begeisterter und inniger Liebe zu der Erde und zu allem, was auf Erden durch Menschen im Geiste Gottes sich gestalten kann. Sie glich der Stimmung der Helden der Menschheit, die ohne in der Gegenwart auf Erfolg und Lohn zu rechnen, ihr Leben freudig daran setzen, daß es besser auf Erden werde, und daß ein neuer beseligender Sinn auf ihr reiner und mächtiger die Herrschaft gewinne. Auch sie müssen ja mit rechtem Ernste das hassen, was diesem Geiste widerstreitet, und müssen gewiß sein, daß es dem Gericht verfallen ist. Auch sie müssen nicht in der Gegenwart, sondern in der Zukunft die wahre Bedeutung ihres Lebens finden und den Sieg dessen, für das sie leben, fromm von Gottes Allmacht erwarten, indem sie selbst thun, was ihnen befohlen ist. Auch sie können nicht die thörichte Meinung hegen, Menschen könnten aus sich selber thun und erreichen, was nur Gott schaffen kann, und werden sich nicht mit dem Wahne betrügen, mit Leibesaugen auf einer unverwandelten Erde das Reich ihrer Hoffnung und Liebe in seiner Herrlichkeit zu sehen.

Vieles mag in jener Gemeine äußerlich eine Aehnlichkeit mit den Erwartungen einer baldigen gesellschaftlichen Veränderung zu allgemeinem Glücke gehabt haben, wie sie durch unsre Zeit gehen und schon oft durch die Menschheit gegangen sind. Hat doch die leidende Menschheit zu allen Zeiten gemeint, ein irdisches Himmelreich kommen zu sehen, das die unselige Ordnung der Gegenwart ablösen sollte. Aber beides gleicht sich doch nur in äußerm Schein; im innersten geistigen Grunde handelt es sich um unversöhnliche Gegensätze. Was die Schwärmerbegeisterung hofft, das soll Menschenwerk sein, eine neue Ordnung der Dinge, ohne daß die Eitelkeit und der Tod der Erde aufgehoben sind und die Menschheit aufgehört hat, der Lust zu dienen, eine Ordnung, in der man frei sein will, nicht in Gott, sondern von Gott. Es ist ein Ideal, aus dem Fleische geboren und darum ein Wahn, weil das Fleisch der Eitelkeit und dem Schmerze verfallen ist nach seiner eignen Art. Was das erste Christentum hoffte, das war Gottes Werk, Gottes Ordnung auf einer verklärten Erde und in einer Menschheit, in der Gott Alles in Allem ist, in der Gottes Geist das Fleisch gerichtet und überwunden hat. Es ist ein Ideal des Geistes Gottes. Und darum ein Ideal, das emporhebt, statt herabzuziehen, und mit Liebe erfüllt, nicht mit Neid und Haß.

Die evangelische Christenheit unsrer Tage — wenn sie nicht in hoffnungsleerer Diesseitigkeit oder im Stolze auf menschliches Können das Wesen des Christentums verloren hat, kann sich getrost mit der Christenheit Jesu eins fühlen. Was in ihr anders geworden ist, das ist durch Gottes weltregierende That selbst anders geworden; es ist aus innerer Notwendigkeit neu gestaltet. — Und es ist nichts Geringeres, als was die erste Zeit besaß. Es ist größer, als das, was in der großen Anfangszeit hervortreten konnte. Das freudige Arbeiten an den Aufgaben der Erde, das Bestreben, alle ihre Kreise und Ziele trotz des Widerspruchs der Sünde und der Nichtigkeit des Sichtbaren immer mehr mit dem Geiste der Ewigkeit, dem Geiste der Wahrheit und Liebe zu erfüllen und dem Ziele näher zu führen, das Gott ihnen gesetzt hat, das ist mehr als die bloße Hoffnung auf ein Wunder göttlicher Macht, durch das die sittliche Arbeit der Menschen an der Gesellschaft ersetzt und überflüssig gemacht werden müßte. Der wahre Inhalt der anfänglichen Christenhoffnung aber ist unverändert geblieben. Die Gewißheit, daß der Sieg auf Erden Gott gehört und seinem Christus, nicht den Mächten der Welt, die sich gegen ihn setzen. Die Demut, die nie vergißt, daß mit unsrer Macht nichts gethan ist, der Glaube, der freudig bereit ist, alles Sichtbare, alle Weisheit und Herr-

lichkeit der Welt, wenn es not thut, für das Eine dahinzugeben. Der Ewigkeitssinn, der das Ziel der eignen Persönlichkeit nicht in der vergänglichen Welt, sondern in Gott findet, nicht in dem Sichtbaren, sondern im Geistigen. Die sittliche Gesinnung, die in dem Werke der Erde Gottes Werk und Willen thun will und für ihn bereit zu sein sich bestrebt, wenn er ruft. Dieses gute Gewissen echten Christentums soll der evangelischen Christenheit kein Spott des Pessimismus und keine Skepsis einseitiger Geschichtspedanterie antasten. Hermann Schultz

---

Das religiöse Erwachen in Wales und seine Folgen

Unter dem Titel: Der Pan-Keltismus in Großbritannien und Irland, hat Professor Zimmer in Greifswald in den Preußischen Jahrbüchern, Band 92, Heft 3 (Juni 1898) und Band 93, Heft 1 (Juli 1898) eine sehr wertvolle Studie über die Geschichte der gegenwärtigen keltischen Bewegung veröffentlicht, auf die ich die Leser dieser Zeitschrift, die aus der Geschichte über Wesen und Wirkung der Religion sich belehren lassen wollen, aufmerksam machen möchte. Besonders wichtig ist für den religiös Interessirten die Geschichte von Wales.

Wales, von einem keltischen Stamme, den Kymrern bewohnt, einem letzten Rest jener Briten, die einst ganz England besaßen und dann in jahrhundertelangem Ringen durch die eingedrungnen germanischen Stämme auf ihr gegenwärtiges Gebiet beschränkt wurden, ist seit Ende des dreizehnten Jahrhunderts von England aus unterworfen (1284) und seit Heinrich VIII. 1536 auch in der Verwaltung mit England vereinigt worden. Seit dieser Zeit ist Wales aufs stärkste anglisirt worden: der fanatische Haß, der die Kymrer einst zur Zeit der Kämpfe gegen die Sachsen und Angeln beseelte, hatte einer loyalen Stimmung gegen Englands Könige Platz gemacht; waren doch diese Könige, die Tudors, zum Stolz der Kymrer aus kymrischem Blut (seit 1485)! Der kymrische Adel, einst der politische Führer des Volks, ward englisch in Sprache und Gesinnung; die Barden, einst die geistigen Führer und zugleich die Träger des Hasses gegen den Unterdrücker, wurden loyale Unterthanen der englischen Könige und verloren zugleich, da sie im Gegensatz zum Adel an der alten Sprache festhielten, ihre große Bedeutung: das Bardentum ward eine Nebenbeschäftigung für Handwerker, eine Art Meistergesang. Die Kirche, einst die Bannerträgerin im Kampf gegen die Sachsen, noch lange die Hüterin der nationalen Sprache, beginnt im siebzehnten Jahrhundert sich zu anglisiren: Engländer, die kein Kymrisch verstehen und vielfach diese Sprache der Ungebildeten verachten, sitzen auf den Bischofsstühlen der Staatskirche, in den fetten Stellen der Domkapitel, den guten Pfarreien; vielfach wird der Gottesdienst an Orten englisch gehalten, wo außer den Insassen des Herrenhauses Niemand englisch versteht. So ist die kymrische Masse eine führerlose Herde geworden; und wer sich sozial aus ihr erhebt, kehrt ihr den Rücken und bemüht sich, ein Engländer zu werden. Die kymrische Litteratur siecht dahin; die kymrische Sprache ist stark verwildert und ganz und gar mit englischen Wörtern durchsetzt. So scheint im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts Volk und Sprache der Kymrer dem Untergange nahe; sie scheinen dem Schicksale zu unterliegen, dem die keltischen Stämme im Norden und Süden von Wales bereits unterlegen waren.

Diese damals so naheliegende Erwartung ist nicht eingetroffen; vielmehr ist das Gegenteil geschehen. Das kymrische Volk ist wie ein Phönix aus der Asche wieder erstanden: das Kymrische wird gegenwärtig von viermal mehr Menschen gesprochen als damals; eine reiche und originelle kymrische Litteratur ist neu erwachsen; kymrisches, stark antienglisches Nationalgefühl ist neu erwacht und beseelt die Massen. Kymrisch wird in der Schule gelehrt; eine kymrische Universität ist gegründet. Ja die englische Politik beginnt, Wales, obwohl es keine Verwaltungseinheit bildet, dennoch wie einen selbständigen Faktor neben England, also analog wie Irland und Schottland, zu behandeln.

Diese ungeheure Wendung in der kymrischen Geschichte ist — und das ist der Punkt, auf den der Verfasser die Leser der Christlichen Welt aufmerksam machen möchte — geschehen durch die Religion. Die methodistische Bewegung, die selber in England entstanden ist, dann aber nach Wales überflutend erst hier ihren klassischen Boden gefunden hat und noch jetzt Wales geistig beherrscht, hat die kymrische Sprache gerettet. Wollten die methodistischen Prediger vor hundertsechzig Jahren den kymrischen Massen, die von der englischen Staatskirche so sehr vernachlässigt waren, nahe kommen, so mußten sie in der Sprache des Volkes reden. Also nicht aus Liebe zum Kymrischen oder zu den Kymrern als solchen, sondern aus Liebe zu dem armen, unwissenden Volke, zu den unsterblichen Seelen hat die nonkonformistische Bewegung seit 1736 begonnen, sich des Kymrischen zu bedienen. Die Massen sollten die Bibel lesen; diese Bibel aber konnte nur die kymrische Bibel sein. Eine Uebersetzung ins Kymrische gab es schon seit der Reformationszeit (1558); aber bisher las man sie nicht, weil man nicht kymrisch lesen konnte. Darum wurden jetzt kymrische Wanderschulen gegründet, von 1785 an auch Sonntagsschulen, wo der Kymrer an der Bibel seine Muttersprache lesen und in seiner Muttersprache die Bibel kennen lernte. Das Bedürfnis nach billigen Bibeln in kymrischer Sprache ist die Veranlassung der britischen und ausländischen Bibelgesellschaft gewesen. So ist die kymrische Bibel Mittelpunkt des geistigen Lebens der kymrischen Massen geworden; und wie in Deutschland durch die Bibel Luthers, so entstand in Wales eine Litteratursprache über den Dialekten. Das Volk erlebte eine religiöse, sittliche und intellektuelle Wiedergeburt: es lernte in der Bibel eine Welt von Ideen und erhabnen Bildern kennen, es lernte in dem religiösen Disputiren, das durch den Kampf der kirchlichen Sekten beständig wachgehalten wird, forschen und denken.

So folgte seit Ende des achtzehnten Jahrhunderts auf das „religiöse Erwachen“ ein „sprachliches und litterarisches Erwachen.“ Neben die Theologen traten die Barden, die Altertums- und Sprachforscher, die Litterarhistoriker: man entdeckte und sammelte wieder die Schätze der mittelalterlichen kymrischen Litteratur; jährliche große Feste, wo Musiker, Sänger, Dichter und Litteraten um die Wette streiten, tragen das Interesse für kymrische Musik und Litteratur in einer außerordentlichen Weise in die Masse, und kleinere derartige Versammlungen, überall stattfindend, halten das Interesse rege. So hat sich eine umfangreiche und ansehnliche kymrische Litteratur gebildet, zum größern Teile religiöser Art, aber auch ihrem weltlichen Zweige nach — Wales hat nach Zimmer neben einer prächtigen Hymnendichtung besonders eine reiche lyrische und Novellenlitteratur — in Sprache und Denkweise aufs tiefste beeinflußt von der kymrischen Bibel. Die kymrische Sprache ist eine Kultursprache geworden.

Dem „litterarischen Erwachen“ aber ist das „politisch-nationale“ gefolgt. Die kymrische Masse, geistig selbständig geworden, hat begonnen, sich auch national zu fühlen. Der Gegensatz gegen die englische Staatskirche, die im Lande keinen Boden hat, aber aus dem Lande den Zehnten bezieht, gegen die anglisirten Landlords, denen der kymrische Pächter übermäßig hohe Pachtsummen bezahlen muß, gegen die kapitalkräftigen englischen Unternehmer, denen der kymrische Arbeiter dient, und die das Geld aus dem Lande ziehen, gegen die hohen und niedrigen, privaten und öffentlichen englischen Beamten, die den Kymrer verachten, dieser Zorn der Bedrückten und Ausgebeuteten gegen die Bedrücker und Ausbeuter hat seit dem letzten Jahrzehnt (etwa seit 1887) eine gewaltige nationale Bewegung anschwellen lassen, die auch für Wales Home Rule begehrt, die in Englands Herrschaft eine Fremdherrschaft und in den Gälen Schottlands und den Iren keltische Brüder sieht, eine Bewegung, die bereits manche Erfolge erzielt hat und die in ihrem stark antienglischen pankeltischen Geiste im kommenden Jahrhundert dem englischen Reiche sicher viel zu schaffen machen wird. So steht am Ende unsers Jahrhunderts das kymrische Volkstum nach allen Wechselfällen dem Engländer ebenso feindlich gegenüber wie einst am Ende des siebenten Jahrhunderts der keltische Kymrer dem Sachsen.

So weit die schlichte und fesselnde Schilderung Professor Zimmers, meist mit dessen eigenen Worten. Den Historiker wird an dieser ganzen Geschichte besonders interessiren, daß sie „so naturgemäß und folgerichtig“ verläuft. Dem Kirchenhistoriker bietet auch der zweite Aufsatz Zimmers über Irland mancherlei Beachtenswertes. Den Politiker wird interessiren, daß sich hier

am Gebäude des englischen Staates ein Riß aufgethan hat, der im entscheidenden Augenblick von großer Bedeutung werden kann. Und was kann der Christ, der Theologe daraus lernen? Dies Wiedererstehen des kymrischen Volkes, eine Totenerweckung im größten Stil, ein großes Wunder für den Historiker, ein Ereignis, das kein noch so Kundiger hätte voraussagen können, ist ganz wesentlich eine That des Glaubens. Ja, die Religion hat ihre Kraft noch nicht verloren, wie die Weisen und Staatslenker des vorigen Jahrhunderts denken mochten; dem Glauben gilt noch immer die Verheißung, daß er Berge versetze.

Diese große Erneuerung eines Volkes aber ist bewirkt worden durch Menschen, die gar nicht daran dachten, durch Prediger, die nicht kymrisches Volkstum, sondern das Heil der Seelen wollten, und die nicht Kymrisches im Auge hatten, sondern Gott. Mit Recht sieht der Kymrer in dem Wiedererstehen seines Volkes eine Bestätigung der Verheißung: Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch solches alles zufallen. Nur der Glaube hat die Verheißung, der wirklich Glaube ist und Gottes Sache allein will; wer aber daneben schielt und Gottes Sache will ihrer weltlichen, politischen oder nationalen Wirkungen wegen, dessen Glaube ist vor Gott eitel und in der Welt ohne Erfolg. Gunkel

---

Palästinafahrten

Könnt ich die liebe Reise machen über See,
So wollt ich immer singen Freude, nimmermehr O weh!

Herr Walther von der Vogelweide, der das gesungen hat, war ein frommer Mann. Jene Zeit besaß die Sehnsucht nach dem heiligen Lande in ihren besten Geistern als ein Stück echter Religion, als Weg zu der Seelen Seligkeit. Es kommt hier nicht darauf an, wohin dieser vermeintliche Weg schließlich geführt hat, sondern auf den Glauben, mit dem man ihn ging, den Glauben König Jakobs, als er sterbend den Douglas bat, ihm das Herz aus der Brust zu schneiden:

Du sollst es hüllen in roten Samt
Und schließen in gelbes Gold,
Und es sei, wenn gelesen ein Totenamt,
Im Banner das Kreuz entrollt!
Und nehmen sollst du tausend Pferd
Und tausend Lanzen frei,
Und geleiten mein Herz in des Heilands Erd,
Damit es ruhig sei!

Des Heilands Erde! Das heilige Land! Ist es darum, daß unter uns die Palästinafahrten so modern geworden sind? Wer reist heutigen Tags nicht alles nach Palästina! Man giebt sich nach Jerusalem irgend einem Reisebureau in Entreprise, wie nach dem Nordkap oder zu den Pyramiden; man wird ohne die geringste Beschwer an den See Genezareth, nach Bethlehem oder an den Jordan je nach Wunsch und Geldbeutel verladen und verschickt; ja man braucht nicht einmal einen Revolver mitzunehmen und kann selbst sein Portemonnaie ruhig zu Hause lassen, wenn man sich Cook oder Stangen anvertraut, keine Getränke verlangt, keine Olivenlineale von Nazareth oder Briefbeschwerer von Jerusalem kauft und keine Ansichtspostkarten an gute Freunde, Neffen, Nichten u. dergl. in der Heimat schickt.

Unzählige Male habe ich mir in Palästina die Frage vorgelegt: Was sucht ihr denn eigentlich hier? Wir ritten zu Zweien durchs Land, soviel wie möglich abseits von den ausgetretensten Pfaden: mein liebes junges Weib und ich. Schematisch veranlagte Leute hätten es wahrscheinlich eine Hochzeitsreise genannt. Die ganze Trostlosigkeit der heutigen Zustände, die kindische, schmutzige, habgierige Bevölkerung samt den elenden Quartieren, die türkischen Paßplackereien, der Aerger mit Pferden und Leuten, die mangelnde Sprachkenntnis und was sonst noch alles den selbständigen Reisenden im Orient trifft — keines von diesen Dingen blieb uns erspart. Trotz alledem waren es wunderbare, die Seele tief und gewaltig bewegende Tage.

Es ist ein nachdenkliches Ding um das Reiten: wer Tag für Tag und Woche für Woche mit Sonnenaufgang in den Sattel steigt und oft erst beim Mondschein ins Quartier rückt, hat den Tag über auf den schmalen Pfaden, wo einer hinter dem andern reiten muß, viel Zeit zum Meditiren. Vom Ararat zum Euphrat, vom Euphrat bis zum Mittelmeer hatte das Endziel immer vor Augen geschwebt: Palästina — Jerusalem! Endlich war es ganz nahe gekommen, Damaskus mit seinen wunderbaren Baumgärten lag schon hinter uns, der mächtige Hermon stieg zur Rechten empor, und als die Sonne hinter den Bergen von Galiläa versank, ritten wir in Banias ein, dem alten Cäsarea Philippi, und standen nach wenigen Minuten an der Jordanquelle. Nun waren wir an der Pforte Palästinas — dem äußersten Fleck des Landes, den Jesu Fuß betreten hat, wo er seine Jünger fragte: Was sagen die Leute von des Menschen Sohn, wer er sei?

Früh am nächsten Morgen saß ich hoch oben über Banias auf den Mauern des gewaltigen Kreuzfahrerschlosses Subebe — es hatte mich hinaufgetrieben, um mein Auge frei über dieses Stück Erde schweifen zu lassen; ich wollte hier horchen, ob die Ebene und der Fluß, der See und die Berge, die Quellen, Dörfer und Haine dort unten für das geschärfte Ohr noch widertönten von jener Antwort: Du bist Christus, des lebendigen Gottes Sohn!

Was suchte ich auf der Spitze des Karmel, am „Ort der Verbrennung,“ el-Muhraka, hoch über der gelben Ebene Jesreel, und dann wieder unten bei el-Leddschun — „an den Wassern von Megiddo“? Ich wollte oben jenen Giganten sitzen sehen, tief zur Erde gebeugt, das Haupt zwischen den Knieen, gewaltig betend in Zwiesprache mit dem starken Gotte Israels — und ich wollte unten um den dunkeln Basaltberg in der Kisonebene die Strophen des Deborahliedes brausen und Jahweh vom Sinai im Wetter einherziehen hören zur Kanaaniterschlacht.

Beth-El! Der alte Steinkreis auf dem Gebirge Ephraim liegt öde und verwittert über dem armseligen Dorfe; der Bauer, in dessen Höhle wir übernachtet haben, ist uns trotz reichlicher Bezahlung bettelnd und immer weitren Bakschisch heischend über Stock und Stein bis hierher gefolgt, wie eine hundertmal verjagte Fliege sich klebrig doch immer wieder an dieselbe Stelle setzt. Der brave Diener sieht sich, wie schon so oft seit Monaten, kopfschüttelnd seine Herrschaft an, warum die wohl von der geraden Straße nach dem ersehnten und nun endlich ganz nahe gekommnen Jerusalem ab- und hier zu diesen gleichgiltigen Steinen hinaufgeritten ist — unten an der Quelle warten gleichgiltig und schläfrig die beiden Mukaris mit ihrem Esel und dem Packpferd, in ihren Gedanken sich höchstens dazu aufschwingend, wie sie wohl in Jerusalem dem fränkischen Chowadscha, der immer solche unsinnige Zickzackwege reitet, noch Einiges über den ausgemachten Mietspreis hinaus für die Pferde ablocken könnten.

Beth-El! „Hier ist nichts Andres, denn Gottes Behausung, hier ist das Thor des Himmels“ — so sprach man im alten Israel von diesem Ort, und seit der fernsten Vorzeit wohnte das Grauen der Gottesnähe bei diesen mächtigen, geborstnen, wie im Kreise gelagerten Blöcken. Hier stand das königliche Gotteshaus Israels, der Reichstempel Jerobeams, mit dem goldüberzognen Bilde Jahwehs in jugendlicher Stiergestalt — und wie wir durch die Lücken der Ringes reiten und ich voll Gedanken und Fragen und Sehnen nach Antwort über die graue Felsengruppe hinblicke, da weht es mich wie ein Schauer an, und ich sehe Jenen dastehen, der hier an dieser Stelle als ein Bote Gottes einst geredet hat, was Gott ihm als dem ersten unter allen Menschenkindern zu wissen gegeben hatte: Einen Dienst will Er des Herzens und der Gerechtigkeit, nicht einen Dienst der Lippen, des prunkenden Klingklangs und der glänzenden Feiern. „Ich hasse, ich verachte eure Festtage, und eure Festversammlungen will ich nicht riechen; ihr bringt mir Brandopfer und Schlachtopfer dar, aber ich will sie nicht annehmen, und auf eure feisten Sühnopfer blicke ich nicht hin; fort von mir mit eurem Singsang, die Weisen eurer Musik mag ich nicht hören — Recht sollt ihr fließen lassen wie Wasser und Gerechtigkeit wie einen immerwährenden Strom!“

So sprach der Herr hier durch den Mund des Amos von Thekoa in den Tagen Usias, des Königs von Juda, und Jerobeams, des Sohnes des Joas, des Königs von Israel. Ob es auch heute, in den Tagen Kaiser Wilhelms II. und des Sultans Abdul Hamid, eines Mundes bedarf, der sich aufthäte — über der Heimat und über Jerusalem?

Wir stehen auf dem Oelberg über Gethsemane, und die Sonne geht auf über Jerusalem. Auf dem weiten ummauerten Platz da drüben, jenseits des Kidron, stand einst der Tempel Israels, heute erhebt sich inmitten der viereckigen Fläche die Kubbet-es-Sachra, der wunderbare islamitische Dom, mit seinen Marmorsäulen, seinen bunten Mosaiken und leuchtenden Fayancen, nächst Mekka das größte Heiligtum der muhammedanischen Welt. Er ist erbaut über einer nackten, massigen Felskuppe, die sich in ihrer natürlichen Rauheit seltsam fremd inmitten all der farbigen Architekturpracht ausnimmt. Dieser Felsen trug den großen Altar Jahwehs von der Zeit Davids bis auf den Tag des Tempelbrandes und der Zerstörung Jerusalems durch Titus. Wie inmitten der Steine von Bethel, so haben sich auch hier viele Jahrhunderte lang der Böcke und der Kälber Blut und Asche bergehoch getürmt, dem Gotte zu Gefallen, der Himmel und Erde gemacht hat; Weihrauchduft mischte sich mit dem Opferdunst; Harfenrauschen, Priestergebet und Gemeindegesang, prächtige Liturgien und Psalmmelodien sind von hier zum Himmel aufgestiegen und haben Gottes Ohr ermüdet, bis auf den Tag des Urteils über Gotteshaus und Gottesdienst: „Siehst du diesen großen Bau? Da soll kein Stein auf dem andern bleiben, der nicht zerbrochen wäre!"

Viele deutsche Männer und der deutsche Kaiser vor allen haben in diesen Tagen an jener Stelle auf dem Oelberg gestanden und auf Jerusalem und den Tempelplatz hinabgeschaut. Die meisten von ihnen, und der Kaiser vor allen, sind berufen, Religion und Kirche auf dem Herzen zu tragen; als Vertreter evangelischen Christentums, als Hüter und Diener der Kirche sind sie nach Palästina gegangen, und der ganze Kaiserbesuch gipfelt in einer kirchlichen Feier. Es ist jetzt keine Kreuzfahrt mehr, in des Heilands Land zu gehen, und Niemand wird des Glaubens leben, daß eine Reise nach Palästina ihn nach Gemüt, Verstand und Willen zu etwas Anderm mache, als er vorher war. Eines aber kann Jeder dort lernen, eines müssen ihm Land und Leute, Bäume und Steine siebenmal so laut predigen, als anderswo — wenn anders er Ohren hat, zu hören: Christentum muß eine Religion des Geistes sein!

Welch eine Reihe von Gottesgerichten an geistfeindlichem Religionswesen hat sich an jener Stätte da drüben auf dem Tempelberge vollzogen! Hier wurde die alte sinnliche Volksreligion Israels unter den Trümmern des Salomonischen Baues begraben, als die Babylonier Stadt und Tempel zerbrachen; hier versank die kasuistische Buchstaben- und Gesetzesreligion des Judentums in einem Meer von Blut und Feuer, als die Römer Jesu Wort über die prophetenmörderische Stadt erfüllten; hier ward das Urteil über die tote Dogmenreligion des Byzantinismus gesprochen, als der Omaijade Abd-el-Melik in seiner Stadt Jerusalem Mohammeds Wort an die Christen in die Kuppel der Felsenmoschee schrieb:

> Der Messias Jesus ist nur der Sohn der Maria, der Gesandte Gottes und sein Wort, das er in Maria gelegt hat; so glaubt denn an Gott und seinen Gesandten und behauptet nicht, es wären drei. Gott ist nur ein Einziger, und fern sei es von ihm, daß er einen Sohn gehabt hätte; ihm gehört, was im Himmel und auf Erden ist, und er ist sich in sich selber ganz genügend.

Vielleicht ist es deutlich geworden, was heutzutage eine rechte Palästinafahrt ist: weder Kreuzzug, noch Pilgerfahrt, noch Vergnügungstour, nichts für Rosse und Reisige; für Bummler und gefühlsselige Leute, sondern eine Fahrt für Lernende und Fragende. Mit elementarer Gewalt tritt immer und immer wieder dasselbe Wort vor die Seele: Warum? Warum? Wer auf diesem Boden nicht zum Nachdenken darüber gebracht wird, warum die Geschichte unsrer Religion gerade diesen Gang genommen hat, der hier in Wasser und in Land geprägt, vom Hermon bis zum Oelberg Tag um Tag dem Palästinafahrer vor die Augen tritt — der ist für jede andre Religion verloren, als die des Aberglaubens und der Sentimentalität.

Gebe Gott, daß der Kaiser, der zum Beruf die Sorge für das Volk hat, und daß all die großen und kleinen Räte, die mitsorgen sollen und mitgereist sind, es von der Reise ins Land der gewaltigsten Religionsgeschichte, die es gegeben hat, mit heimbringen: christliche Religion ist Leben! ist Geist! ist Gerechtigkeit!

Was haben wir in deutschen Landen davon? Ist es lauter Leben, was unsre Gottesdienste atmen? Ist es lauter Geist, was durch unsre Synoden weht? Ist es lauter Gerechtigkeit, was von unserm Regimente kommt?

Wird es der Kaiser, werden es die Beamten und Prälaten, wenn sie heimkommen von des Heilands Erde, wissen, was Jesus dort auf dem Oelberg, wo sie alle gestanden haben, wohl gemeint hat, als er zu seinen Jüngern sprach: Deutet die Zeichen der Zeit! Was sind die Zeichen der Zeit? Geht hin und sehet: die Steine von Bethel predigen es und der See Genezareth, die Berge und Thäler von Galiläa und der Brunnen von Sichem, die Wellen des Jordan und der Schutt Jerusalems!

Paul Rohrbach

Bessere Versorgung unsrer Diaspora

Seit dem 1. Oktober erscheint ein neues Blatt, der Diasporabote, Monatsschrift für Diasporapflege und Organ der Diasporakonferenz. Es tritt an Stelle des bisher erschienenen Jahrbuchs der Diasporakonferenz. Wie zuletzt dieses wird es vom Vorsitzenden der Diasporakonferenz, Hofprediger Schubart in Ballenstedt, herausgegeben. Wie dieses verspricht es eine Stätte wertvoller Verhandlungen über die Interessen unsrer Evangelischen im Auslande und eine Fundgrube der Kenntnis über ihre innern und äußern Zustände zu werden. Die erste Nummer umfaßt zwei Bogen Großoktav. Sie bringt mit glücklichem Griff den Bericht neuerdings zum Abdruck, den Wichern im Jahre 1853 auf dem Kirchentage in Berlin über „die evangelischen Deutschen in der europäischen Diaspora" erstattet hat, giebt eine Uebersicht über die Reihe der deutschen evangelischen Geistlichen in Jerusalem (seit 1852) und bietet im übrigen Nachrichten aus der Gegenwart.*)

Wir wünschen dem neuen Blatt, daß es gesegnete Arbeit thun mag. Es giebt heutzutage nichts Wichtigeres im Wettstreit der Konfessionen, als unsre Diaspora. Ihre bessere Versorgung ist unsre nächstgelegne, verantwortlichste Pflicht im Kampfe gegen Rom und gegen alle sonst im weiten Weltverkehr mit uns ringenden Geistesmächte. Sie ist mehr auch, als man gemeinhin zugiebt und empfindet, die Vorbedingung einer wirksamen Heidenmission.

Mit dieser Ansicht treten wir dem Gustav-Adolf-Verein nicht zu nahe. Er thut das Seine. Aber wir haben den Eindruck, als sonne man sich in manchen Kreisen zu schnell befriedigt an seinem Millionenbudget. 2307000 Mark Einnahmen im vorigen Jahr, 1322000 davon zur direkten Verteilung gebracht, das klingt nach so Viel — und wir wollen von Herzen dankbar dafür sein —, aber es ist wenig unter so Viele! Es ist einem angesichts der vorhandnen Nöte eine wahre Beruhigung, daß daneben noch Gotteskasten und sonstige bescheidne Veranstaltungen mit eingreifen. Was aber im Gustav-Adolf-Verein und in allen interessirten Kreisen ganz anders empfunden werden sollte, ist der Mißstand, daß von den Geldern, die im Gustav-Adolf-Verein eine freie Liebesthätigkeit für unsre zerstreuten Glaubensgenossen aufbringt, der Löwenanteil im deutschen Reiche bleibt Nach der letzten Jahresrechnung, die der Ulmer Hauptversammlung vorlag, von 1896/97, entfielen auf die preußische Landeskirche von den verteilten 1322000 Mark nicht weniger

---

*) Die Personalnachrichten werden für die Zukunft hoffentlich absolute Vollständigkeit und Genauigkeit erstreben. Es muß möglich sein, jedem ausgesendeten Pastor seinen Vornamen zu gönnen. Auch streitet es mir wider den guten Geschmack, registermäßig zu schreiben Alberts Hermann statt Hermann Alberts: die Uebersichtlichkeit leidet bei willigerm Anschluß an die lebendige Sprache noch lange nicht. Aber das sind Kleinigkeiten. — Sehr empfohlen sei allen Freunden unsrer Diaspora das nunmehr abgeschlossene Jahrbuch. Von frühern Jahrgängen sind noch 1887 bis 94 zu haben, je für 50 Pfennige, bei dem Vorsitzenden Schubart oder durch die Verlagsdruckerei W. Berg in Ballenstedt, Anhalt. Das neuste und letzte Jahrbuch für das Jahr 1898, 182 Seiten, ist auf denselben beiden Wegen zu beziehen gegen Einsendung von 1 Mark (in Postmarken). Es enthält u. a. auch den interessanten Bericht des Berliner Oberkirchenrats an die jüngste preußische Generalsynode über die mit der preußischen Landeskirche verbundnen Auslandsgemeinden. Es sind 70 an der Zahl, 26 mehr als Anno 91.

als 432000, auf Preußen im ganzen nahezu 500000, d. i. eine halbe Million. Die übrigen deutschen Länder empfingen 270000, das deutsche Reich also im ganzen 770000 Mark. Bleiben für Oesterreich-Ungarn 330000, für sonstige Länder 133000, für das Ausland im ganzen 463000 Mark.*) Die Gesamtsumme der bisher durch den Gustav-Adolf-Verein ergangnen Unterstützungen beträgt rund 33 Millionen Mark. Davon erhielt das deutsche Reich ziemlich 20, Oesterreich-Ungarn nahe an 10, das übrige Ausland nur über 3 Millionen.

Die unter dem Titel des allgemeinen Liebeswerks verliehene größte Gabe wendet sich mit Vorliebe altpreußischen Gemeinden in Posen, Westpreußen oder Rheinland zu. Evangelische Schulen in Schlesien, die Staat und Kommune versorgen sollten, verschlingen auf Grund eines sonderbaren Rechtszustandes dauernde Summen, die anders verwendet werden könnten.**) Der Gustav-Adolf-Verein kann heute nicht anders, und wie die Dinge liegen, muß Westpreußen und Posen vornehmlich bedacht werden. Aber wenn auch Pommern mit flehenden Hilferufen sich einstellt, so ist das einfach ärgerlich.

Uns will scheinen, die größten Anstrengungen müßten von allen Beteiligten gemacht werden, daß die stärkern evangelischen Landeskirchen die Bedürfnisse ihrer armen oder neu sich zusammenschließenden Gemeinden selbst befriedigen, ohne Vereinshilfe in Anspruch zu nehmen. Ich sehe wohl die ungeheuern Schwierigkeiten einer solchen Reform. Aber wenn unsre Landeskirchen überhaupt etwas wert sind, wenn sie ein gesunder Organismus sind, dann muß zunächst der **Grundsatz** siegen, daß jedes Gemeindlein und Häuflein in ihren Grenzen rechtlichen Anspruch auf kirchliche Versorgung durch die Landeskirche hat, und entsprechend, daß die leistungsfähigen Gemeinden der Gesamtkirche für die Existenz der schwachen Glieder mit aufzukommen haben. In manchen Landeskirchen, z. B. in der sächsischen, dürfen Kirchensteuern nur für die eigne Einzelgemeinde erhoben werden; das ist aber doch nur Willkür: man fasse das Verhältnis der Einzelgemeinde zur Landeskirche anders auf und nehme die Landeskirche als die obere Einheit — wie mans in allen sonstigen Beziehungen so gerne thut, nur in Vermögenssachen sich zu thun scheut —, und die Verwendung der Kirchensteuer für den weitern Kreis wird sich als selbstverständlich ergeben. Jedenfalls hätte nicht so lange von einer sächsischen Diaspora die Rede sein dürfen, die zum mindesten auf die beiden sächsischen Gustav Adolf-Hauptvereine angewiesen war. In Preußen giebt es ja ein Umlagerecht für landeskirchliche Zwecke auf die Einzelgemeinden. Von diesem Recht wird thatsächlich Gebrauch gemacht, gerade auch zu Gunsten der Diaspora, aber das müßte in noch viel durchgreifenderer Art geschehen.

Irgendwie müssen wir den beschämenden Zuständen im evangelischen Preußen und sonst in großen evangelischen Landeskirchen ernsthafter zu Leibe gehen. Irgendwie müssen wir unsrer Diaspora im eigentlichen Auslande durch alle fünf Erdteile hin wirksamer zu Hilfe kommen. Gewiß thut es unsern Zerstreuten gut, wenn vor allem sie selbst Opfer bringen, wenn sie im Mangel den Wert kirchlichen Halts und Zusammenhalts spüren, und uns thut die Rückwirkung gut, die von diesen Leistungen und Erfahrungen ausgeht. Aber wie viel geht verloren, weil nicht schnelle kräftige Hilfe da ist, wie viel guter Mut geht im erfolglosen Bettel unter, wie fehlt es an einer zentralen Instanz evangelischer Bereitschaft, auf deren starken Arm man sich unter allen Umständen verlassen kann! Der Gustav-Adolf-Verein hat sehr begreiflicherweise beschlossen, bis auf weiteres keine neuen Gemeinden in seinen Unterstützungsplan aufzunehmen. Das ist im schwerwiegenden Interesse der bereits in Pflege befindlichen übervielen Gemeinden. Aber welch einen Verzicht bedeutet das doch auch wieder vom höhern evangelischen Gesamtinteresse aus gegenüber den heute an allen Orten und Enden der Welt sich zerstreuenden evangelischen Häuflein! Es darf doch schließlich kein Ort verlassen bleiben, wo Zwei oder Drei als evangelische Deutsche sich in Christi Namen zusammenthun! Und dieser ganzen Diaspora im eigentlichen Sinne könnte der Gustav-Adolf-Verein ganz anders gerecht werden, wenn die großen, besser situirten Landeskirchen ihre Kinder selbst versorgten.

Ueber solche große ernste Fragen wird hoffentlich der Diasporabote mit bestem Sachverständnis ein offnes Wort führen, ihr Für und Wider gründlich verhandeln. So wie es jetzt mit unsrer Diaspora gehalten wird, kann, darf es doch nicht fortgehen. Ich schließe mit einem Stück aus einem Privatbriefe, nicht an mich, dessen Veröffentlichung der Briefschreiber mir verzeihen möge:

So beginnt das Arbeitshalbjahr. Es wird für uns einiges Kopfzerbrechen bringen; denn wir möchten ein Gemeindehaus bauen (Andachtsraum und Pfarrwohnung darüber). Oder vielmehr wir müssen es bauen, denn wir liegen in einigen Monaten voraussichtlich auf der Straße. Zu mieten giebts Nichts. Geld zum Bauen haben wir aber auch nicht: 2000 Mk. statt 50000. Wie das werden soll, ist mir bis jetzt noch unklar; vorläufig lachen die französischen Priester uns offenkundig aus. Außer der neuen französischen Kathedrale — eine halbe Million Franken — haben sie im Villenviertel und am Bahnhof je eine hübsche Kapelle; außerdem ist jetzt ein andres Grundstück in der Vorstadt Valamaria von ihnen angekauft. Es ist wirklich ein Elend, daß die heimische Kirche so wenig ausgiebig für ihre Diaspora sorgt. Man schreit in Deutschland so viel gegen Rom: aber davon thun der römischen Kirche auch nicht die Ohren weh! Denn sie ist eine lebendige Kraft! Was leistet sie hier für ausgedehnte, teilweise tief christliche Arbeit! Riesenkrankenhaus, Findelhaus der Vinzentinerinnen, Waisenhaus für Mädchen, große Schule (Lazaristen, Erziehungshaus für junge Bulgaren vom sechsten bis achtzehnten Lebensjahr, ganz gratis und franko). Und wir? Es ist ein Elend, sage ich nochmals. Mit vieler Mühe und unendlicher Schreiberei sind wir nun glücklich soweit, daß das große Pfarrgehalt von 2600 Mk. jährlich gedeckt erscheint; drei Jahre bin ich hier, und erst vor wenig Wochen gelang es, diese paar Mark zu sichern: nämlich der Kaiser persönlich ist für das bisher Fehlende eingetreten. Keine Diakonisse, nichts, was sonst zum Gemeindeleben gehört, nicht einmal einen Raum, um sich zu versammeln — die Amtshandlungen und Konfirmandenstunden sind in meiner Stube; nur Sonntag früh von 9 bis ½11 das schmutzige Schulzimmer der schottischen Judenschule — und das soll nun auch aufhören. Und was wäre für uns noch zu thun, selbst im Orient, der verhältnismäßig gut versorgt ist! Erst neulich höre ich den Bericht aus Adrianopel; etwa 120 deutsch sprechende Protestanten, meist Eisenbahner. Die Eisenbahngesellschaft hat soeben eine Schule dort gebaut und einen Lehrer angestellt, zufällig einen Protestanten. Mit dem haben sich nun die Leute geeinigt, sie haben ihm ein Predigtbuch kommen lassen, und alle vierzehn Tage muß er ihnen eine Predigt vorlesen und das Vaterunser beten. Dafür bezahlt Jeder, der kommt, 6 Metallik (30 Pfge). Ihr müßt nicht sehr erstaunt sein, wenn die Balkandiaspora, soweit ich sie übersehe, über die Armenierhilfe wütend ist. „Ja, Herr Pfarrer, wenn wir Armenier wären! Hunderttausende von Mark sind für sie hinausgegangen, aber die Landsleute läßt man mit Gemütsruhe religiös verkommen.“ In Konstantinopel ist jetzt ein gutes Armenierwaisenhaus. Glaubt ihr, wir hätten schon eins auf dem ganzen Balkan? Die Kinder kommen zu den „Schwestern“! Kleinkinderschule? Zu den „Schwestern“! Du bist krank? „Zu den Schwestern“! — So ist es aber nicht etwa nur hier, sondern auf dem ganzen Balkan, am traurigsten in Rumänien. Gott bessers — und ihr!

Ja, weil hier eben von den Armeniern die Rede war: aus dem innersten Armenien haben wir neue zuverlässige schreckliche Nachrichten. Wir bitten die Freunde und Leser herzlich, in der Teilnahme für dies grausam zertretene, von allen Mächtigen verlassene Volk nicht müde zu werden. „Wir sind mitten durch das am furchtbarsten betroffene Gebiet geritten,“ schreibt unser Gewährsmann. „Was wir gesehen haben, das spottet aller Beschreibung. Es ist, als ob ein furchtbarer blutiger Krieg das Land verwüstet hätte. Der letzte Orientkrieg mit Rußland hat die Türkei materiell nicht so schwer geschädigt wie diese Armenierpolitik. Haben Sie nicht 1000 Mk. für eine Ortschaft, die in furchtbarer Not ist? . . .“

Aber laßt uns die eignen Hausgenossen rechtschaffen versorgen. Es giebt ja viele unter unsern Lesern, denen sind die Armenier noch heute eine viel zu weite, zu erbärmliche Nation. Vielleicht schicken die uns umso lieber Etwas für unsre deutsch-evangelischen Balkangemeinden.

R

---

*) 34584 Mark kommen noch hinzu in Naturalspenden und persönlichen Unterstützungen.

**) Aus dem letzten Jahresbericht des Zentralvorstandes S. 54 erfährt man, „daß in Schlesien auf Grund einer Bestimmung von 1801 wohl die katholischen Minderheiten die Unterhaltung ihrer Schule von der Kommune fordern können, daß aber die evangelischen Minderheiten nur das Recht haben, ihre Kinder in die katholische Kommunalschule zu schicken, evangelische Schulen aber sich auf eigne Kosten erhalten müssen.“ Das ist doch schier unglaublich. Welche Anstrengungen sind von berufner Seite gemacht worden, darin Wandel zu schaffen?

Bücher und Schriften

Protestantisches Mönchtum. Stuttgart, Geiger, 1898. 24 S. 40 Pfge.

Wer die Geschichte der christlichen Frömmigkeit studirt, wird immer von neuem in Staunen und Ehrerbietung vor dem Mönchtum der alten und mittelalterlichen Kirche stehen. In ihm hat die christliche Frömmigkeit einen ihrer Hauptstützpunkte gehabt, bei ihm ist Ernst gemacht worden mit der Durchführung christlicher Lebensauffassung, in ihm steckt Kraft und Energie, denn es hat Menschen unter seinen Anhängern, die ganz erfüllt sind von einem Gedanken, dem Dienst für die Sache Jesu Christi. Endlich beginnen wir im Protestantismus dem Mönchtum eine gerechtere Beurteilung zu teil werden zu lassen als wir seither thaten, noch beeinflußt von Luthers gereizter Stimmung gegen das dumm gewordne Mönchtum seiner Zeit. Man gewinnt Verständnis dafür, daß die runde Ablehnung des Mönchgedankens dem Protestantismus den Verzicht auf eine unschätzbare Kraft gekostet hat: den Verzicht auf Persönlichkeiten, die alle andern Interessen weggeworfen haben, um dem einen Interesse des Dienstes an der Frömmigkeit zu leben.

Das Wertvolle an dem kleinen vorliegenden Schriftchen ist dies, daß es diesem Gedanken Ausdruck giebt. Wir glauben, daß eine Erneuerung der Ideale des Mönchtums in der evangelischen Kirche zum Teil von andern Prinzipien und in ganz andrer Weise erfolgen muß und wird, als der ungenannte Verfasser vorschlägt. Das protestantische Mönchtum wird herausgeboren werden aus mächtigen Impulsen, die Hunderte und Aberhunderte erfassen, wie das griechische Mönchtum entstanden ist, oder es wird erschaffen werden durch einen religiösen Genius, wie Franz von Assisi war, der durch sein Beispiel und seine religiöse Kraft andre Menschenherzen bezwingt.

Solche Broschüren, wie die vorliegende, werden nur wenig thun und wirken können für die Realisirung des Gedankens: da hilft und wirkt allein die That. Aber der Boden kann für diese neue Phase in der Geschichte des Protestantismus und der christlichen Frömmigkeit überhaupt vorbereitet werden, und von diesem Gesichtspunkt aus begrüßen wir das Heftchen herzlich. Im Freundeskreise der Christlichen Welt ist die Losung vom protestantischen Mönchtum nicht fremd: was schon 1891 Harnack in dieser Richtung ausgeführt hat, ist bei Vielen unvergessen.*) Wer die Motive zu Göhres Drei Monate Fabrikarbeiter und die Geschichte seiner Aventiure näher kennt, wird in diesem Gedankenzusammenhang ernster darüber reden als der Verfasser. Englische Vorbilder hätten auch berücksichtigt werden können und sollen. Kurz, wenn wir an dem Schriftchen Etwas auszusetzen haben, ist es vornehmlich dies, daß es nicht noch siegreicher und sicherer das Ziel gezeichnet hat, das ihm vorschwebt. Die Verwirklichung seines Grundgedankens: Weltüberwindung auch durch das Mittel der Weltflucht, ist eins der hauptsächlichsten Pia desideria, die wir für den Protestantismus haben. W Veit

Ultramontanes zur Lex Heinze. Unter diesem Titel hat Graf Hoensbroech bei Haack, Berlin eine kleine Schrift erscheinen lassen, deren Besprechung sich in diesen Spalten von selbst verbietet, auf die hinzuweisen wir aber doch nicht unterlassen wollen. Es handelt sich um die Behandlung des sechsten Gebots und des ehelichen Lebens in den ultramontanen Lehrbüchern. Außer einem Vor- und Nachwort, die einer männlichen Entrüstung Ausdruck geben und mit überzeugender Konsequenz den Zusammenhang der von ihm ans Licht gezogen Scheußlichkeiten mit dem ultramontanen System nachweisen, ist Nichts in dem Büchlein von Hoensbroechs Hand. Er giebt ausschließlich wörtliche Uebersetzungen und genaue Abschriften aus den verbreitetsten katholischen „Handbüchern der Moral" der Gegenwart. Die Haare sträuben sich, wenn man liest, womit sich die jungen Leute auf den Priesterseminarien beschäftigen, und zu was für Beichtfragen sie angeleitet werden. Möchte die Schrift nur vor allem in die Hände katholischer Leser gelangen; ihnen will der Verfasser in dieser Darlegung, wie in seinen Vorträgen und sonstigen Veröffentlichungen, offenbar am liebsten dienen. Aber es scheint der ultramontanen Presse leider gelungen zu sein, alle Katholiken vom Lesen seiner Schriften und vom Besuch seiner Versammlungen abzuschrecken. Foerster

Drei englische Frauenromane. Die Christliche Welt hat der neuern Romanlitteratur Englands immer ein freundliches und weitgehendes Entgegenkommen bewiesen. Die Frage könnte nur sein, ob sie darin nicht zu weit gegangen ist. Ueberhaupt liegt in der häufigen Empfehlung ausländischer Bücher die Gefahr, daß davor viel Gutes allzusehr in den Hintergrund tritt, das auf vaterländischem Boden wächst. Niemals aber wird uns die Dichtung eines andern Volks so tief in die Seele hinabsteigen wie die der Heimat; es bleibt dort stets etwas übrig, das, dem Empfinden fremd, den ungeteilten Genuß uns trübt. Darum sollte nur das Beste vom Guten der ausländischen Litteratur vor die Leser gebracht werden.

So möchte ich denn auch keineswegs besonders eindringlich zum Lesen der drei zu nennenden Romane auffordern. Doch sei auf sie hingewiesen, weil ihre Verfasserinnen in England und, soweit die beiden ersten in Betracht kommen, auch in unserm Kreise nicht unrühmlich bekannte Namen haben. Also: Frau Sarah Grand hat ihrem letzten Roman den Titel gegeben: The Beth Book. Being a Study from the Life of Elizabeth Caldwell Macture, a Woman of Genius (London, 1898, William Heinemann; 6s.). Wer The Heavenly Twins derselben Verfasserin kennt,*) weiß, um was es sich handelt. Alles, was dort berührt wurde, findet sich hier wieder, nur daß sich Frau Grand jetzt auch noch als heftige Gegnerin der Vivisektion enthüllt. Aber während die Himmlischen Zwillinge zum mindesten amüsant und spannend waren, ist das Beth Book oft geradezu langweilig: es wird da mit einer stellenweise fast beleidigenden Breite die Geschichte des im Titel genannten „genialen Weibes" von seiner allerersten Kindheit an (das Buch beginnt mit dem der Geburt Beths vorangehenden Tage) bis zu dem Augenblicke geschildert, wo sie, die „eine der ersten Schwalben des Sommers der Frauen" war, in Arthur Book „den Ritter ihrer täglichen Vision, ihren Heiland" (so!) erkennt und ihm demgemäß, zunächst freilich nur aus dem Fenster, die Hand reicht. So sind bezeichnenderweise die beiden letzten Worte dieser Geschichte einer Frau jene eben erwähnten Namen eines Mannes.

Frau Grand verficht ihre gute Sache mit Leidenschaft, leider auch mit Heftigkeit. Und das schadet. Denn der Eindruck ihrer Worte wird dadurch abgeschwächt, die Tendenz tritt so überstark hervor, daß man sich fortwährend an ihr stoßen muß; man merkt immerzu die Absicht, und die Folge bleibt nicht aus.

Frau Humphry Ward ist in diesem Punkte viel feiner. Sie will ein Kunstwerk schaffen, nicht ein Pamphlet. Und bei allem Unerquicklichen, das ihr neuster Roman Helbeck of Bannisdale (London, 1898, Smith, Elder & Co. 6s.) enthält, wird man doch anerkennen müssen, daß man es hier mit einem Werke zu thun hat, das ins ästhetische Gebiet gehört. Helbeck von Bannisdale ist ein überzeugter, man darf sagen fanatischer Katholik. Nach mancherlei Stürmen hat er im Glauben der alleinseligmachenden Kirche Ruhe und Halt gefunden. Sein einziger Freund, zugleich sein Beichtvater, ist ein konvertirter Jesuit, und Helbeck selbst steht im Begriff, in die Gesellschaft Jesu einzutreten. Aber da begegnet ihm ein kleines, kluges, dummes Mädchen; Laura Fountain heißt sie und ist die Stieftochter seiner Schwester. Ihr Vater war ein Gelehrter in Cambridge gewesen, dem die Wissenschaft jeden „Glauben" überflüssig gemacht hatte. Und weil Laura diese Luft von Jugend auf geatmet hatte, so war ihr jedes Verständnis für Helbecks religiöse Anschauungen verschlossen. Dennoch lernen sich die Beiden lieben. Freilich empfindet sie bald die Unmöglichkeit, mit ihm zu leben, ohne zu teilen, was sein innerstes Wesen ausmacht. Da sie das nicht vermag, da sie erkennt, daß Helbecks Religion ihr stets ein unheimlich Unbegreifliches sein wird, da sie andrerseits aber von ihrer Liebe zu ihm nicht lassen kann, so giebt sie sich den Tod. — Das Unerquickliche, von dem vorhin die Rede war, liegt hauptsächlich darin, daß die beiden Kämpfenden, Helbeck und Laura, an Kraft so gar verschieden sind: er, ein Mann, der sich durch starke Erschütterungen hindurch zu einer festen Lebensanschauung durchgerungen hat und nun starr an dem festhält, was ihn, wie er meint, vor dem Untergang gerettet hat, und sie, ein junges leidenschaftliches Ding, das sich nur gefühlsmäßig gegen Helbecks finstern, bigotten Asketismus auflehnt, ohne ihm eine Weltanschauung entgegensetzen zu können, die es irgendwie verstandesmäßig zu begründen vermöchte. Frau Ward hat eben alle Liebe und alle Kunst auf den Helden verwandt. Die starre Geschlossenheit dieses Charakters, in dem sich der Jesuitismus in einer immerhin edlen Form darstellt, hat in der That etwas Imponirendes.

Ueber den dritten der drei englischen Frauenromane kann ich mich kurz fassen. Er heißt In the Choir of Westminster Abbey und ist von Emma Marshall verfaßt (Leipzig, Bernhard Tauchnitz. 2,50 Mk.). Es ist eine anspruchslose Erzählung in der Form eines Jahrbuches, beginnend 1684 und 1695 endend. Sie verfolgt offenbar einzig den Zweck, uns Henry Purcell, den Organisten von Westminster Abbey, ins Gedächtnis zurückzurufen. Mit ihm steht die angenommne Schreiberin des Jahrbuchs in enger, freundschaftlicher Beziehung. Die großen Ereignisse der Zeit, die Revolution von 1688 und die Thronbesteigung Wilhelms von Oranien bilden nur den Hintergrund und Vorwand zu allerlei mehr oder weniger interessanten Mitteilungen über die Kompositionen und das Leben des genannten Musikers. — Ein altertümelndes Englisch erschwert das Lesen des Buches nur wenig.
Ernst Teichmann

Ethik. Von A. Hoffmann. Freiburg i. B., Leipzig, Tübingen, J. C. B. Mohr, 1897. 2,50 Mk., gebunden 3,50 Mk.

Ein nicht uninteressantes Buch, geistvoll und mit Konsequenz innerhalb des vorgetragnen Systems geschrieben. Aber eine „Ethik" im engern Sinne enthält es nicht, wie der Verfasser auch selbst andeutet. Die ganze dargebotne Gedankenentwicklung gipfelt in einer Art „transzendentalem" Determinismus: Die objektive, den Sinnen des Menschen sich darbietende Welt deutet auf einen „Weltwillen," der aber nicht als „erster Anreger," auch nicht als „Keim" zu begreifen ist, aus dem die Welt sich entfaltet, sondern „etwa nach dem Bild des Magneten, der die Eisenstäubchen an sich heranzieht, auf welchem Wege sie sich von selbst allmählich zu regelmäßigen Figuren ordnen." So erklärt der Verfasser in einem Aufsatz in der Zeitschrift für Theologie und Kirche II, 265 ff., der zum Verständnis seiner „Ethik" nicht unwesentlich beiträgt. Der höchste, von dem Weltwillen gesetzte und von der Menschheit zu erstrebende Zweck ist „der erziehliche Verkehr des Weltwillens mit dem Einzel-, Gemein- und Gesamtwillen." Gott als der Schöpfer oder Weltwille setzt die Welt, oder wie der Verfasser sich ausdrückt, „die Gegebenheit des Wirklichen" als seine That, und zwar für den Willen des Menschen. Denn die Welt, das Objektive, hat nur dann

*) Jahrgang 1891, Nr. 18: Was wir von der römischen Kirche lernen und nicht lernen sollen. Sp. 405 f.

*) Vergleiche Charlotte Broichers eingehende Würdigung in Nr. 39 des Jahrgangs 1894 dieser Zeitschrift.

einen Sinn, wenn sie von einem Willen wieder einem Willen gegeben ist. Der „transszendentale" Prozeß, durch den göttlicher und menschlicher Wille zu einander in das rechte Verhältnis gesetzt werden und der in Welt- und Menschheitsentwicklung verläuft, bewegt sich durch die Stadien: Empfindung, durch die dem Menschen die Sinnenwelt gegeben wird, Anschauung, die zur räumlich begrenzten Empfindung als eines einheitlichen Dings führt, Vorstellungs- und Einbildungskraft, die zuerst die Unabhängigkeit eines innern Gedankenverlaufs vom Wechsel der Empfindungen ermöglicht, Verstandesarbeit, die nach dem Gesetz der Kausalität die Berechnung und Beherrschung der Wirklichkeit (Welt) anstrebt, Vernunft, der es nicht um Beherrschung der Wirklichkeit, sondern des Willens zu thun ist, um Ordnung des Einzelwillens in dem Individuum und der Gesamtheit, die notwendig ist zum vernünftigen Wollen, zum Entschluß, endlich That. Diese erst drückt das Siegel auf die Wirklichkeit des Empfundnen, Erkannten und Gewollten. So ist eine doppelte Welt gegeben, eine Welt der Sinne und eine innerliche Gedanken- oder Vorstellungswelt, beide parallel neben einander, aber doch so, daß sie „einander deutbar korrespondiren." In der Deutung der Wirklichkeit aber „als eines dem Weltwillen gegebnen Verkehrsmittels mit dem menschlichen Willen" besteht der religiöse Glaube. Er nimmt die Wirklichkeit („das, was wirkt," vgl. den Aufsatz des Verfassers in der Protestantischen Kirchenzeitung 1895, Nr. 48) als Offenbarung Gottes, die durch religiöse Genies geschieht, und findet die „Seligkeit" in der Richtung des Willens auf Gott, insofern eben durch diese Richtung auf das höchste Ziel nicht sowohl ein Gefühl als vielmehr „überschwengliche Bereicherung der objektiven und Vorstellungswelt und dadurch die Berührung mit Welt und Nebenwillen" hervorgebracht wird. Zu solcher Richtung nach dem höchsten Ziele wird der Mensch befähigt durch die „transszendentale Freiheit," die teleologische Fähigkeit seines Willens, vermöge der der Wille nicht Produkt, sondern Träger der Kausalität ist. Dem allen gemäß ist das Sittengesetz nur „regulative Idee," nur ein Formales, ohne jeden positiven Inhalt, den es immer nur durch Offenbarung empfängt. Die Gottebenbildlichkeit des Menschen besteht darin, daß er „Nebenschöpfer durch die That" ist, durch die er die Welt dem Weltwillen gemäß bearbeitet. Der ganze Weltprozeß ist somit nichts andres als Erziehung der Menschheit zum Verkehr und schließlich doch wohl zur Einheit mit dem Weltwillen. — So geschlossen nun dieses System erscheint, klafft es doch auseinander durch den bloßen Parallelismus der objektiven (Sinnen-) und der Vorstellungswelt, wobei es ganz und gar nichts hilft, daß zwischen beiden „sozusagen von Punkt zu Punkt das Verbindungslot sich fällen, d. h. nachweisen läßt, welchem Punkte oder Abschnitt der einen Linie ein solcher auf der andern entspricht." Ist das Sittengesetz an sich inhaltlos und erhält seinen Inhalt erst durch Offenbarung, so fehlt wieder das Kriterium der Offenbarung. Die von dem Verfasser eingeführte „transszendentale Freiheit" erweist sich in seinem deterministischen System als bloße Illusion, als „Episode," wie er sich ausdrücken würde. Die Elimination des Gefühls bei der Darstellung der Seligkeit ist unverständlich, ebenso wie daß bei der Wertmessung das Gefühl nur eine Begleiterscheinung sein soll. Der Wert wird nach der Meinung Hoffmanns immer nur dadurch festgestellt, daß Etwas als Mittel zum höchsten Zwecke erkannt wird. Dazu kommen noch andre psychologische Undeutlichkeiten und bedenkliche Definitionen wie die Erklärung des Gewissens, das Verhältnis von Leib und Seele u. s. w. Das Ganze angesehn aber bleibt der Weltzweck trotz aller geistvollen Ausführungen immerhin problematisch. Katzer

Grundriß der christlichen Ethik. Von F. C. Krarup. Aus dem Dänischen übersetzt von E. Küchler. Freiburg i. B., Leipzig, Tübingen, J. C. B. Mohr, 1897. 3 Mk., gebunden 4 Mk.

Der Verfasser dieser „Ethik" will nachweisen, „daß wir mit dem Ausgangspunkte in der Moral die Religion mitzunehmen genötigt sind," mit andern Worten, daß Moral und Religion in einem unmittelbaren Verhältnis zu einander stehen. Das Moralgesetz, so führt er aus, weist auf eine übersinnliche Welt, insofern es den sinnlichen Zwecken entgegengesetzt ist, die der materiellen, niedern Welt angehören. „Auf diese Weise werden wir von der Moral auf die Frage nach der Religion hinübergeleitet." Nur durch sie ist eine Erhebung des Menschen über die bloße Sinnenwelt möglich. Die Religion erst befähigt uns zur Erfüllung der moralischen Forderung, weil sie uns vergewissert, daß der Mensch einen Wert besitzt, der über die Natur hinausliegt. Sie verleiht uns Freiheit gegenüber der Sinnenwelt, indem sie uns zu einer von der Sinnenwelt verschiednen „übersinnlichen Macht" in Beziehung setzt. Diese Macht ist Gott, und „diejenige Religion ist die wahre, die Gott als den reinen sittlichen Willen oder als die rein übernatürliche persönliche Macht auffaßt." Diese Religion aber ist keine andre als das Christentum. Dieses allein bringt die sinnliche und übersinnliche Welt zur befriedigenden Einheit und verleiht der Ethik den rechten Inhalt durch Christus, das sittliche Ideal, an dem des Menschen Handeln zu messen ist, dessen Anschauen uns freilich die eigne Unzulänglichkeit und Sünde erkennen läßt — „die Abweichung kann überall nur von dem Ziele aus beurteilt werden" — der uns aber mit Gott versöhnt und durch Bekehrung zum Guten führt. Er hat durch die höchsten Prüfungen hindurch das Vertrauensverhältnis zu Gott festgehalten, und so ist er die Offenbarung dessen für uns, „daß Gott trotz unsrer sittlichen Unvollkommenheit uns bei unserm Thun nahe ist." So ist durch ihn ein ganz neues Vertrauensverhältnis des sündhaften Geschlechts herbeigeführt. Nur eben durch den „historischen Christus" konnte dies geschehen, weil wir allein in einem historischen Menschenleben, wo Wort und Handlung auf eine einzig dastehende und vollkommne Art in dem Hinweise auf Gott zusammenfallen, den Stützpunkt für das religiöse Vertrauen finden können. Damit ist „die Sicherheit für die Aufrechterhaltung unsers ewigen Wesens gegenüber der Welt," das höchste Gut, gegeben. „Christus bewirkt diejenige Vereinigung der Menschen, in der der gute Wille dem gesamten Streben der Letztern zu Grunde liegt, und wo dieser von der vollkommnen Ruhe und Befriedigung begleitet ist, weil er im Gegensatz zu der sinnlichen Welt eine feste übersinnliche Stütze gefunden hat." Diese Vereinigung der Menschen ist das Reich Gottes. — Ist nun aber in dem Reiche Gottes der höchste Wert dargestellt, so ist das Nächste seine Aufnahme in unser Wesen. Darin besteht die von uns zu erstrebende Tugend, unter der im allgemeinen eine Beherrschung des Sinnes zu verstehen ist, die sich darin zeigt, daß eine höhere Rücksicht auf Beständigkeit über eine niedere Rücksicht gestellt wird. Sie zielt auf innere Einheit, die das bestimmende Prinzip in sich und nicht als ein fremdartiges außerhalb sich besitzt. Weil aber in der Liebe die höhere Rücksicht auf Andre über die niedere Rücksicht auf uns gestellt wird, so kann die Tugend schlechthin als Liebe bezeichnet werden. Als nach außen gerichtet ist sie die Liebe zum Nächsten, bei der jedoch zugleich auch die Selbstbehauptung nicht aufzugeben ist, da „Jeder sein eignes Selbst so viel wie möglich zu wahren und zu kräftigen hat," schon um den Andern desto besser dienen zu können durch volles Festhalten und fleißiges Ausbilden seiner Individualität. Die nach innen gerichtete Tugend besteht in der Liebe zu Gott und zeigt sich in Demut, Geduld und Tüchtigkeit zu lieben. Weil nun aber das sittliche Leben sich nicht damit begnügen kann, sich als eine innere Macht geltend zu machen, sondern in einem bestimmten Handeln hervortreten muß, so entstehn dem Menschen in jedem einzelnen Falle Pflichten, die er zu erfüllen hat. Sie lassen sich einteilen einerseits nach „der Wirkungsart der Liebe" als Pflichten der Achtung, der Hingebung und der Nachsicht, anderntells „nach der Art und Weise, auf die der Nächste für uns verpflichtend auftreten kann," insofern es sich um seine besondre Individualität, seinen Beruf, seine Ehre oder sein Eigentum handelt. Durch die Verbindung dieser beiden Gesichtspunkte entsteht eine Reihe von Pflichten, denen endlich die verschiednen Verpflichtungen sich anschließen, die „sich aus den eigentümlichen Forderungen der verschiednen Gesellschaftsformen ergeben."

Wie viel Anregendes und Treffliches nun auch diese Ausführungen enthalten, so ist doch die Hauptabsicht des Ganzen: die aus dem Wesen der Moral abzuleitende innige und notwendige Verbindung dieser mit der Religion zu begründen, verfehlt. Das Uebersinnliche in dem moralischen Bewußtsein ist nicht gleichbedeutend mit dem Ueberweltlichen, wie es die Religion verlangt. Nur für die angewandte Moral, also für die Moralität ist Religion erforderlich, nicht für die Moral als solche, die, wie der Verfasser selbst anerkennt, immer Autonomie bleiben muß. Weist die Moral auch auf ein Uebersinnliches im Menschen, so weist sie doch nicht unbedingt auf eine Macht, die über die Welt hinausliegt. Das ergiebt sich erst aus Schlüssen von der Verwirklichung der Moral, von dem moralischen Handeln aus, die auf ein religiöses Postulat führen. Viel eher läßt sich der innige Zusammenhang von Ethik und Religion von der Offenbarung aus nachweisen. Neben dem Grundfehler seiner Ausführungen finden sich bei Krarup auch noch andre einzelne Bedenklichkeiten und Mißverständnisse. So sehr er sich namentlich in der Einleitung seines Buches an Kant anschließt, hat er doch nicht allenthalben den Kern der Kantischen Anschauungen getroffen, so z. B. bei dem Verhältnisse des Sollens zum Können, das überhaupt vielfach falsch verstanden wird, bei der Kritik des von Kant aufgestellten rein formalen Moralprinzips, auch dort, wo er von dem Ziel des pflichtmäßigen Handelns redet. Ferner kann es Pflichten gegen Gott im engern Sinne ganz gewiß nicht geben, wie sich leicht nachweisen läßt, ebensowenig eine Kollision der Pflichten, die immer nur auf mangelhafter sittlicher Erkenntnis beruht, und noch weniger ist die Notlüge so, wie es vom Verfasser geschieht, zu rechtfertigen. Das Ansprechendste an Krarups Darstellungen ist die nach festen und klaren Gesichtspunkten ausgeführte Pflichtenlehre, wenn schon gegen die Einteilungsart mancherlei einzuwenden ist. Katzer

Zur Diakonissensache liegen zwei Broschüren vor. Die Zukunft der weiblichen Diakonie. Ein Wort zur freundlichen Erwägung für alle Freunde der weiblichen Diakonie von Paul Richter, Vereinsgeistlichem der Inneren Mission in Liegnitz. Gütersloh, Bertelsmann. 50 Pfge. „Nicht einer voreiligen, die Innere Mission einschnürenden Verkirchlichung rede ich das Wort. Aber eine Diakonie nach apostolischer Art ersehne ich, hervorgewachsen aus den Gemeinden und getragen von den die Gemeinden zusammenfassenden Synoden. Nicht eine Abschaffung unsrer hochverdienten Mutterhäuser empfehle ich. Aber zu einer Befürwortung der allmählichen Verlegung des Schwerpunktes der kirchlichen Diakonissenarbeit aus den Mutterhäusern in die Gemeinden, in die Synoden drängt es mich. Das auf Seiten der Gemeinden jetzt nicht mehr mangelnde Können, noch mehr aber die wachsenden Gefahren, von denen unsre Mutterhäuser umgeben sind, nötigen hierzu." Das ist die Quintessenz des beachtenswerten Schriftchens, das somit auf Gedanken Pfarrer Klönnes (vor Fliedner) zurückgreift und Versuche von Männern wie Pastor Rinck weiterführen will. Die Kritik an den Mutterhäusern ist treffend, besonders was die Oberinnenfrage betrifft. Ob die positiven Vorschläge probat sind, kann nur eine längere Erfahrung zeigen. Freunde der Diakonissensache mögen das Schriftchen aufmerksam lesen!

Anfang, Entwicklung und jetziger Stand des deutschen Diakonissenwerks in Amerika. Von Pastor Hermann W. Hortsch, Sekretär der „Konferenz der Vertreter deutscher Diakonissenhäuser in Amerika." Warrenton, Missouri, 1898. Eine interessante

und im ganzen sorgfältige Uebersicht über den gegenwärtigen Stand des deutsch-amerikanischen Diakonissenwerks. Einige kleine Unrichtigkeiten (z. B. Rektor Cordes trat sein Amt in Philadelphia nicht 1892, sondern 1888 an) beeinträchtigen den Wert des Schriftchens nur unwesentlich. — Bei der Gelegenheit wollen wir gleich noch ein verwandtes Schriftchen anzeigen, nämlich eine poetische „Predigt im Hospital," die, einem größern poetischen Werke entnommen, als besondrer Traktat seit langem in englischer Sprache weit verbreitet ist und nun auch in guter deutscher Uebersetzung vorliegt. Der Titel lautet: Im Hospital. Ugo Bassis Predigt. Von H. E. H. King. Uebersetzt von Minna Griebel. Warrenton, Missouri. X

Feierabendlieder, eine Sammlung geistlicher Gesänge für gemischten Chor, herausgegeben von R. Wyß. 2. Aufl. Basel, Kober, Spittlers Nachf., 1898. 1,20 Mk., geb. 2 Mk.

Pfarrer Wyß, der sich schon durch Herausgabe eines Orgelbuches und einer frühern Sammlung geistlicher Lieder, der Neuen Pilgerharfe, ein Verdienst um die musikalische Verschönerung der evangelischen Gottesdienste erworben hat, bietet in den Feierabendliedern Gesänge dar, die sich vorzüglich zum Vortrage bei den mannichfachsten kirchlichen Anlässen und religiösen Feiern eignen. Die meisten von den 92 Liedern werden unbekannt sein, doch sind die einzelnen Melodien so gefällig und so leicht zu singen, daß auch ein weniger geübter Chor sich getrost an sie heranwagen darf. Aber auch für höher stehende Chöre bleibt genug übrig, was eine größere Fertigkeit im Vortrage erfordert. Daß das Büchlein viel Gediegnes enthält, beweisen die Namen Abt, Lützel, Silcher, Mendelssohn, Spohr, Weber, Beethoven. Eigentümlich berührt es nur, wenn man bekannte Melodien findet wie Nr. 61 Kreutzers Chor: „Schon die Abendglocken klangen" oder Nr. 77 Rombergs Quartett aus der Glocke: „Holder Friede," denen ein andrer, oft nicht recht dem Charakter der Musik angepaßter Text untergelegt ist. Sonst aber mögen die Feierabendlieder Gesangvereinen, Kirchenchören und Familienquartetten warm empfohlen sein. —ch

Choralbüchlein des Evangelischen Kirchengesangvereins für Deutschland. Ausgabe A: Festbüchlein. 30 Choralmelodien. 0,20 Mk. Ausgabe B: Schulbüchlein. 33 Choralmelodien. 0,30 Mk. Berlin, Mittler & Sohn, 1898.

Beide Ausgaben unterscheiden sich nur dadurch, daß das Schulbüchlein um drei Melodien und verschiedne Textstrophen vermehrt worden ist. Der Zweck des Unternehmens ist nicht eine „Uniformirung des Gemeindegesangs," sondern die Darbietung eines eisernen Bestandes von solchen Melodien, die wir Evangelische ohne Störung durch Disharmonien singen können, wenn wir uns zu kirchlichen und vaterländischen Festen zusammenfinden, „die wir mitnehmen ins Feld, in deren Klängen uns in Freud und Leid die Heimat grüßt." Das vorläufige Ergebnis dieses Einigungswerkes ist in den beiden Ausgaben enthalten. Doch hat man auch bei diesen 33 Chorälen nicht überall eine einheitliche Form festlegen können, sondern man hat, provinziellen Eigentümlichkeiten Raum bietend, durch kleine beigefügte Noten die Varianten angegeben. Hoffentlich sucht man beim weitern Fortschritt dieses Werkes das wirklich Schöne aus dem Schatze der alten Choralmelodien heraus und befreit sie von den unschönen Schnörkeln, die sie vielfach überwuchert haben. —ch

Bessers Bibelstunden erscheinen gegenwärtig in einer dritten Gesamtausgabe (Halle, Mühlmann. 40 Lieferungen à 1 Mk.), nachdem einzelne Abteilungen schon früher bis zu acht Auflagen erlebt hatten. Das spricht gewiß am besten für ihre bleibende Brauchbarkeit. Und doch darf darüber nicht vergessen werden, daß Besser einen durchaus dogmatisch gebundnen Standpunkt einnimmt. Beispielsweise die Einsetzung des heiligen Abendmahls wird von vornherein und ohne weiteres im lutherischen Sinne verstanden. Die Schwierigkeiten, die sich einer solchen Auslegung entgegenstellen, werden auch sonst verschwiegen oder vertuscht, Widersprüche auf die gezwungenste Art mit einander ausgeglichen. Indeß, all das hebt das oben gefällte Urteil nicht auf. Für das praktische Verständnis des Neuen Testaments, für die Vorbereitung auf Katechese und Predigt bieten Bessers Bibelstunden in der That ein treffliches Hilfsmittel. So ist es mit Freuden zu begrüßen, daß die Verlagsbuchhandlung jene billige Lieferungsausgabe veranstaltet hat; sie kann allmählich oder auch auf einmal bezogen werden. C. Clemen

Die „**Reden und Aufsätze**" von **Stopford A. Brooke**, die bereits in Nr. 37 und 39 besprochen worden sind, liegen nunmehr in der angekündigten deutschen Uebersetzung vor. Sie sind unter dem Titel „Glaube und Wissenschaft" bei Vandenhoeck und Ruprecht in Göttingen erschienen und kosten gebunden 5 Mk., geheftet 4,20 Mk.

Verschiedenes

Pfarrer Naumann über die Armenier. Pfarrer Naumann hat wahr gemacht, was er beim Antritt seiner Orientreise in der Hilfe ankündigte, er hat unsre deutschen Landsleute draußen über die Armenier befragt. Es war für jeden Wissenden vorauszusehen, was dabei herauskommen würde. Denn unsre Landsleute im Orient sind fast ohne Ausnahme leidenschaftlich gegen die Armenier. Im Konkurrenzkampfe des Handels stoßen sie überall auf Armenier und lernen sie von ihrer schlechtesten Seite kennen. Kommt nun dazu die Begeisterung über die neueste Phase unsrer deutschen Politik, die entschlossene Türkenfreundschaft, von der vor allen Andern der deutsche Kauf- und Geschäftsmann den Gewinn zieht, so tritt von selber der Türke in ein immer helleres, der Armenier in ein immer trüberes Licht. Es ist also gar nicht zu

verwundern, daß man im Deutschen Handwerkerverein in Konstantinopel so denkt und redet, wie Naumann geschrieben hat. Aber selbst wenn er da einen Gewährsmann vorführt, der auch „in Anatolien" gewesen ist — Anatolien ist groß, Armenier wohnen da überall, die Handel treibenden: aber war der treffliche Töpfermeister denn auch in Armenien? Im wirklichen Armenien? Wo die Armenier nichts andres sind als ein ackerbautreibendes Volk? Und wo Intelligenz und Tüchtigkeit sie selbst vor dem vielgerühmten türkischen Bauer auszeichnen? Es sind doch deutsche Forscher genug dort gewesen, die gründlich und unbefangen das Volk studirt haben. Ihr Zeugnis wiegt uns in diesem Falle doch mehr als die Stimme aus dem Volke. Ich nenne nur Professor Socin in Leipzig, den Verfasser des Bädekers für Palästina und mindestens als solcher hoffentlich auch für unsre „Asia"-Reisenden eine Autorität.

Tags zuvor, ehe diese Naumannsche Aeußerung in der Hilfe zu lesen stand, die dem armenischen Liebeswerk unverdienten Schaden bringen wird, unverdienten, weil sie nicht genug vor falscher Verallgemeinerung geschützt ist — tags zuvor hatte ich den Besuch eines Freundes, der nicht mit dem Gesellschaftsdampfer die Küsten des Morgenlandes befahren, sondern auf selten betretenen Wegen soeben das dunkelste Kleinasien durchreist hatte. Ich fragte ihn aufs Gewissen, was von den Armeniern zu halten sei. Und er hat nur bezeugen können, daß die Armenier ein unsrer Sympathie nicht unwertes intelligentes, arbeitsames Volk sind, weit überlegen dem Gesindel, das um sie her wohnt, und insbesondre den Türken, von dessen entsetzlicher Unfähigkeit und Roheit nichts so deutlich redet als eben die Behandlung der Armenier. Aber von türkischer Wirtschaft unehrerbietig zu reden wird uns als Patrioten demnächst nicht mehr erlaubt sein!

Es ist ja wunderlich, wie verschieden ein Volk, das gar nicht so fern von uns wohnt, von gleich gerechten und menschlich wohlwollenden Männern beurteilt wird. Wir Alle sind auf das Zeugnis Andrer angewiesen. Um so sorgfältiger aber sollen wir prüfen, auf welcher Art von Kenntnis und Erfahrung diese Zeugnisse beruhen, und sollen aller extremen Rede doppelt mißtrauen. Ein ausschweifenderes Urteil aber als das unsers Konstantinopler Töpfermeisters ist wirklich nicht möglich. R

Missionare für Kiautschou! Unsern jungen Freunden legen wir den Aufruf des Allgemeinen Evangelisch-Protestantischen Missionsvereins im Anzeigenteil an ihr Herz und Gewissen. R

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Freunde der Christlichen Welt

Versammlungen

Magdeburg: Vierteljahrsversammlung, 23. November, pünktlich 3 Uhr nachmittags, Münchener Hofbräu, Hasselbachstr. 1: 1. Der Weg zum christlichen Glauben. 2. Bericht über Eisenach.

Mark Brandenburg. Donnerstag den 24. November abends 7 Uhr, Berlin, Viktoriasäle, Leipziger Straße 134: 1. Die Bedeutung des Geschichtsbildes Jesu für unsern Glauben; 2. Unsre Vertretung in der Presse.

Quittung

Für die Abgebrannten in Höritz (vergl. Nr. 43): 10 Mk. von C St, Frankfurt a. M.; 3 von R, Chemnitz; 2 von L St, Gnadau.
Für das notwendige Liebeswerk: 5 Mk. von R, Kirn.
Herzlichen Dank! D H

Kiautschou-Mission.

Der Allgemeine Evangelisch-Protestantische Missionsverein beabsichtigt bekanntlich, einen Geistlichen, Lehrer und Arzt in das neue deutsche Schutzgebiet zu senden. Die Aufgabe des Geistlichen wird es sein, gemäß der Vereinbarung des Reichs-Marine-Amts mit der Zentralleitung des Vereins, die Seelsorge für die Besatzung zu übernehmen und die außer ihr in Kiautschou wohnenden evangelischen Deutschen kirchlich zu versorgen und zu einer Gemeinde zu sammeln. Soweit es seine Zeit gestattet, soll er neben den beiden älteren Missionaren Dr. Faber und Pfarrer Kranz auch missionarisch unter den Chinesen thätig sein. Voraussichtlich wird bald ein **zweiter** Theologe ausgesandt werden müssen. Meldungen von Geistlichen, die sich dem Missionsberufe widmen wollen, sind daher dringend erwünscht und an Prediger **Dr. Arndt, Berlin C. 19, Friedrichsgracht 53,** zu richten, der auch jede weitere Auskunft erteilt. Die Ausdehnung der Missionsarbeit in Kiautschou und Shantung hängt in allererster Linie von den persönlichen Kräften ab, die sich dem Verein zur Verfügung stellen. Das Amt eines Missionars ist ein ernstes und schweres, aber es ist auch eine große, hohe, wahrhaft ideale Aufgabe, im Heidenlande den Namen Jesu Christi herrlich zu machen. Möge das jetzige Theologengeschlecht zeigen, daß es Herz und Sinn dafür hat und sich der Pflicht bewußt ist, am Bau des Reiches Gottes auch draußen auf den Vorposten der evangelischen Kirche mitzuarbeiten!

Der **Evangelische Hauptverein für Deutsche Auswanderer** sucht zu Anfang 1899 einen **Kandidaten** als Geschäftsführer, der unter Leitung des Auswanderer-Anwaltes — Divisionspfarrer Fabarius in Coblenz — arbeitet. Besonders erforderlich ist ernst evangelische Gesinnung, warm nationales Empfinden und Verständnis für die wirtschaftlichen, insonderheit überseeischen Aufgaben unseres Volkes. Sprachkenntnis erwünscht.

Meldungen mit kurzem Lebenslauf und Empfehlungen sind zu richten an Div.-Pfr. Fabarius in Coblenz.

In der Chirurgischen Abteilung des Altstädtischen Krankenhauses in **Magdeburg** finden gebildete junge Mädchen und Witwen, die Lust zur **Krankenpflege** haben, Ausbildung und Arbeit unter freundlicher Anleitung der Aerzte und einiger ausgebildeten Schwestern.

Solchen, die es einfach für Christenpflicht halten, zu helfen, wo man kann, und solchen, die noch suchen und fragen, aber helfen möchten, giebt gern Auskunft über die Arbeit und das Zusammenleben

Bertha Bornemann,
Leiterin des Frauenpavillons der Chirurg. Abteilung.

Soeben erschien in unserm Verlage:

Homiletisches Handbuch

zu den neuen gottesdienstlichen Lektionen der Preußischen Landeskirche.

I. Teil:

Advent bis Trinitatis.

Bearbeitet von Mitgliedern des Schlesischen Pfarrvereins und herausgegeben von

P. Lic. theol. Eberlein und P. Ernst Bunke.

$36\frac{1}{2}$ Bg. gr. 8°. Mk. 7.—.

Während es für die alten Perikopen Dutzende von Hilfsmitteln giebt, hat es bisher an solchen für die gesamten neuen Lektionen gänzlich gefehlt. Den Herren Geistlichen der Preußischen Landeskirche wird daher das Erscheinen obigen Werkes, welches rechtzeitig zum Advent in seinem ersten Band vorliegt, höchst willkommen sein. Band II erscheint nach Ostern 1899.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung, sowie direkt von der
Buchhandlung des Ostdeutschen Jünglingsbundes, Berlin C. 22, Sophienstr. 19.

Kunst-Anstalt für Kirchenschmuck
von **Dr. C. Ernst,** Berlin W., Kronenstr. 24

Sämtliche Kirchengeräte (Abendmahls- und Taufgeräte, Altarleuchter und Kruzifixe, Taufsteine, Kirchenfenster, **Altargemälde** u. s. w.), **Paramente** (Altar- und Kanzelbekleidung, Bahrtücher, Kirchenteppiche u. s. w.) stilvoll und gediegen zu mässigen Preisen. **Hostien** das Tausend 1,50 M. — **Ornate.**
Reichhaltiges Musterlager zur gefälligen Besichtigung.
Musterblätter und Preisverzeichnisse kostenlos.

Meine Verlobung mit **Freiin Hedwig von Verschuer** beehre ich mich ergebenst anzuzeigen.

Marburg i. H., im Okt. 1898.

Wilhelm Schüler,
Lic. theol.

Wie zwei Kinder das heilige Land besuchten.

Erzählt von **Helene Stosch.**

32 S. 8°. Eleg. Ausstatt. m. zahlr. Illstr 15 Pfg. **100 Hefte M. 12, 500 Hefte M. 55, 1000 Hefte M. 100.** Frau P. Stosch schildert hier meisterh. d. Erlebn. u. Eindr. ihrer Kinder im heil. Land, wo sie mit ihnen auf der Rückreise v. Indien mehrere Wochen weilte.

Zur Massenverteilung in Schulen.

Diesjähriger Artikel für Sonntagsschulbescherungen.

Berlin W. 9. Linkstr. 4. **Martin Warneck,** Verlagsbuchh.

Verlag von **J. H. Ed. Heitz (Heitz & Mündel), Straßburg** i. Elsaß.

Zu Weihnachten erscheint:

In memoriam

von **Alfred Lord Tennyson.**

Aus dem Englischen übersetzt von

Jakob Feis.

Preis eleg. geb. M. 3.—.

Mustergiltige Uebersetzung der „modernen Psalmen".

Pianinos, von ℳ 400.— an. **Harmoniums,** von ℳ 70.—an.

Amerik. Cottageorgeln, Flügel, Klavier-Harmoniums.

Alle Vorteile. Höchster Rabatt. Illustr. Katalog, der grösste seiner Art, franco. Nichtgefallende Instrumente auf meine Kosten zurück.

Wilh. Rudolph, Giessen 162.

Christrosen Nur ganz gediegene Orig. Erzählungen der beliebtesten Jugendschriftsteller, von I. Kunstlern reich illustriert. **Farbige Vollbilder** 32 Seiten. Neue Serie ersch. Jedes Heft 10 Pfg. Partieen billiger. Auch in Bändchen à 6 Heft fein gebd. M. 1.- **M. HOLLAND, STUTTGART.**

Verlag von **E. L. Hirschfeld** in Leipzig.

Rembrandt ✲ ✲ als Erzieher.

Von einem Deutschen.

Vierundvierzigste Auflage.

Preis Mk. 2.—.

Billige und vertrauenswürdige Bezugsquelle.

Bei Bedarf in **Cigarren u. Rauchtabaken** hält sich die **Tabak-Industrie der Berl. Stadtmission Berlin SW., Johanniterstr. 6,** bestens empfohlen und bittet um gütige Aufträge.

Illustrirte Preislisten senden gratis und franko.

Größte Auswahl in allen Preislagen.

Für Volksbibliotheken

vorzüglich geeignet sind die allseitig warm empfohlenen Schriften aus dem Verlage von

Alexander Köhler

in **Dresden 9.** Ausführl. Verzeichnisse mit Beurteilungen unberechnet postfrei.

Kaffee rohen und gebrannten, feine, preiswerte Qualitäten, empfiehlt u. versendet

Alfred Böhm,
Stuttgart.

Soeben erschien folgende hochbedeutsame Veröffentlichung:

Hephata! Ein Ruf Gottes an die Menschen

Das im Namen Gottes von einem berufenen Laien geschriebene **Gotteswort** verkündigt die geistige Klärung des Christentums im vollendeten Sinne Christi und bedeutet der Menschheit den Eintritt in eine Sphäre des Glaubens, nach der alles sucht und verlangt. Es ist ein ewiges, herrliches Evangelium, dessen überwältigenden Inhalt wir hier nicht in Worte zu kleiden vermögen. Das Buch will gelesen sein und wendet sich deshalb mit dieser Ankündigung auch an dich mit der Verheißung der Erkenntnis der Wahrheit durch das Wort, das dir dargeboten wird, und des Innewerdens des Friedens in dem Heile in Christo in der ganzen Fülle der göttlichen Kraft.

Zu beziehen durch das Süddeutsche Verlags-Institut Stuttgart, sowie durch jede Buchhandlung

Preis M. 2.50

Portrait- Vergrösserungen nach jeder Photogr. in künstl. Ausführung. $^1/_2$ Lebensgr. v. Mk. 8.50 an. Verlangen Sie Prosp.
Gebr. Schmidt, Kunsthdl., Hannover I.

Auf Ihren Wunsch bezeuge ich Ihnen gern, dass ich mit dem gelieferten Bilde sehr zufrieden bin. Meine Frau und ich finden, dass die Aehnlichkeit eine frappante ist.
Hochachtungsvoll
Hannover. **Marhenke**, Postsekretair.

Aelteste deutsche Schaumwein-Kellerei. Gegründet 1826.

Kessler Cabinet
feinster Sect.

G. C. Kessler & Co., Kgl. Hoflieferanten. Esslingen.

Quer durch Sibirien
von
Dr. Bernhard Schwarz

Elegant gebunden 5 Mark. Porto 30 Pfg.
In Bamberg (Handelsdruckerei) erschien soeben dieses hochinteressante Reisewerk mit Karten und Original-Illustrationen. Der bekannte Weltreisende Pfarrer Dr. Schwarz schildert in humorvoller Form seine zentralasiatischen Erlebnisse auf der transsibirischen Bahn, dem Baikalsee, seine Amurfahrten 2c. bis zum Japanischen Meere. **„Quer durch Sibirien“** gehört in jeden Salon und in jede Bibliothek und ist ein hervorragendes Geschenkwerk für die reifere Jugend.

Bei angemessener freier Behandlung
Alkohol-Entziehungskur
Rittergut Niendorf am Schallsee b. Ratzeburg i. Lbg.
Prospect frei.

Hammond
weitaus beste Schnellschreibmaschine
Das neueste Modell 2
vereinigt alle Vorzüge der besten Maschinen.

Sofort sichtbare Schrift; auswechselbare Typen, autom. Abdruck, kürzester Tastenniederdruck, daher **grösste** Schnelligkeit (Record 12 Buchstaben pro Sekunde), bequemste und weitgehendste Anwendung. Grösste Dauerhaftigkeit etc. Pennsylvania-Eisenbahn-Ges. 500 Maschinen. Chicago-Unterrichts-Behörde 100. Fr. Krupp, Essen, 60. Prag. Eisen-Ind.-Ges. 100. Preise 450, 350 Mk.
Prospekte etc. durch
F. Schrey, Berlin SW. 19 u. **Wien II, Ob. Donaustr. 9.**

Ich habe eine Schreibmaschine „System Hammond“ von F. Schrey durch dessen Vertreter, Herrn Erh. Koeberle in Freiburg i. B., bezogen und kann dieselbe wegen ihrer vorzüglichen Beschaffenheit und tadellosen Arbeit bestens empfehlen. *J. C. B. Mohr.*

Katalog 26: Theologie
gratis und franco. Halle, *J. Krause*, Antiquariat.

Neuigkeit 1898:
Jerusalem
Rundblick vom Turme der Erlöserkirche
Originalphotographien als Leporelloalbum.
8 Blatt 16×22 cm 10 ℳ
11 Blatt 18×32 cm 20 ℳ
Prospekte kostenlos.
Kunstverlag **Bruno Hentschel, Leipzig**, Roßstr. 9

Verlag von **Dörffling & Franke** in **Leipzig:**

Schlottmann, Kompendium der biblischen Theologie des Alten und Neuen Testaments. Herausgegeben von **D. Ernst Kühn.** Zweite, durchgesehene und mit einigen Zusätzen vermehrte Auflage. Preis 4 Mk. Eleg. geb. 5 Mk.

Der verstorbene Schlottmann, anerkannt als feiner, zuverlässiger Forscher und als Meister in lichtvoller und prägnanter Darstellung, hat es verstanden, in diesem Kompendium den reichen Stoff der biblischen Theologie übersichtlich auf knappen Raum zusammenzudrängen. Es giebt kein neueres Werk, welches, wie dieses, die biblische Theologie beider Testamente, des alten und des neuen umfasste; dazu hat der Verfasser auch die zwischen dem A. und N. T. die Brücke bildenden Apokryphen in den Kreis der Darstellung gezogen. Um dieser Vorzüge willen ist dieses von D. Kühn mit grosser Sorgfalt herausgegebene und mit mehreren Zusätzen aus des Verfassers Kollegienheft vermehrte Kompendium Studirenden und Geistlichen warm zu empfehlen.

Für Weihnachten.

In meinem Verlag erscheinen demnächst einige Werke, die sich zu Weihnachtsgeschenken ganz besonders eignen, und auf die ich die Leser der „Christlichen Welt“ jetzt schon hinweisen möchte:

Professor D. **A. Jülicher** hat den II. Teil seiner **„Gleichnisreden Jesu“**, welcher die Auslegung der einzelnen Gleichnisse enthält, vollendet. Von dem als Meister in der neutestamentlichen Exegese bekannten Verfasser wird damit ein vortreffliches Werk für das Studium und Verständnis dieses wichtigen Teils der Lehre Jesu und zugleich eines der dringendsten Hilfsmittel für die Verwertung der Gleichnisse in Predigt und Unterricht geboten.

Ein Unicum in der theologischen Litteratur ist das Werk von Dr. **E. Hühn: „Die messianischen Weissagungen“**, mit einem Vorwort des Herrn Professor Schmiedel in Zürich. Hier sind die messianischen Stellen nicht nur der kanonischen Bücher des Alten Testaments, sondern auch der Apokryphen und Pseudepigraphen bis auf die Zeit Jesu in einer bisher nicht vorhandenen Vollständigkeit zusammengefasst, nach Inhalt und Bedeutung untersucht und erläutert. Das Buch kann von jedem wissenschaftlichen Standpunkte aus benutzt werden und wird wegen seines massvollen Urteils, der Präcision und Durchsichtigkeit der Darstellung freudig begrüsst werden. Ein II. Teil wird die alttestamentlichen Citate des Neuen Testaments behandeln.

In seiner **„Geschichte Jesu“** giebt Professor D. **P. W. Schmidt** in möglichster Kürze und allgemein verständlicher Darstellung auf dem Grunde des heutigen Standes der wissenschaftlichen Forschung ein anschauliches Bild des öffentlichen Wirkens Jesu, ohne die Erzählung durch theologische Auseinandersetzungen zu unterbrechen. Der Standpunkt des Verfassers ist ein rein geschichtlicher, jedes polemische Wort durch die ganze Anlage der Schrift ausgeschlossen. Ausser dem praktischen Geistlichen zur Orientirung für den Unterricht in Bibelkunde und biblischer Geschichte kann das Buch allen religiös interessirten Gebildeten warm empfohlen werden und wird als Weihnachtsgeschenk sehr willkommen sein.

Das von der gesamten wissenschaftlichen Welt ohne Ausnahme anerkannte und gerühmte Werk von **Robertson Smith: „Die Religion der Semiten“** wird in einer deutschen Uebertragung von Dr. R. Stübe dargeboten. Schon längst als ein Bedürfnis bezeichnet, will diese in Lieferungen erscheinende Ausgabe die für das Verständnis der Religion der Semiten und weiterhin aller Religion bahnbrechenden Forschungen Smiths auch den deutschen Gelehrten, Studierenden und Gebildeten überhaupt zugänglich machen. Die Uebersetzung ist von Herrn Professor Kautzsch durchgesehen und mit einem Vorwort begleitet.

Bestellungen auf diese Werke nimmt schon jetzt jede Buchhandlung entgegen.

J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Freiburg i. B., Leipzig und Tübingen.

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Leipzig, Querstraße 21 — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Hierzu eine litterarische Beilage von R. Voigtländer's Verlag in Leipzig. Wer diese Beilage nicht erhielt, wird höflichst und dringend gebeten, sie im Interesse exakter Expedition bei dem Verlage der „Christlichen Welt,“ Leipzig, Querstr. 21, zu reklamieren.